

# die Psychotherapeutin



Psychotherapie und Sozialpsychiatrie

7: Herbst 1997

Herausgegeben von Beatrice Alder, Basel

Ulrike Hoffmann-Richter, Basel

Ursula Plog, Berlin

Unter Mitarbeit von Johanna Lalouscheck, Wien

Almuth Massing, Göttingen

Mariele Ritter-Gekeler,

Müllheim/Baden

Angela Schürmann, Lübeck



## die Psychotherapeutin

erscheint halbjährlich im Frühjahr und im Herbst  
in der Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag gemGmbH,  
Thomas-Mann-Straße 49a, D-53111 Bonn

Herausgegeben von Beatrice Alder

Buchhandlung Das Narrenschiff GmbH  
Postfach 611, CH-4051 Basel

Dr. Ulrike Hoffmann-Richter (geschäftsführend)  
Psychiatrische Universitätsklinik  
Wilhelm-Klein-Str. 27, CH-4025 Basel

Dr. Ursula Plog  
Tagesklinik Reinickendorf  
Romanshorner Weg 165, D-13407 Berlin

Sekretariat

Nadia Strasser  
Psychiatrische Universitätsklinik  
Wilhelm-Klein-Strasse 27  
CH-4025 Basel  
Tel.: 061 325 52 40  
Fax: 061 325 55 82

Einzelpreis: DM/sFr. 25,-; ÖS 183,-  
Abonnement: jährlich DM/sFr. 45,-; ÖS 329,-  
Bestellungen nehmen der Verlag sowie alle Buchhandlungen entgegen.

### **Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme**

Die Psychotherapeutin: Zeitschrift für Psychotherapie.–  
Bonn: Ed. Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verl.  
ISSN 0946-3453  
ISBN 3-88414-283-6

© Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag, Bonn 1997  
Alle Rechte vorbehalten  
Satz: Marina Broll, Dortmund  
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck



## die Psychotherapeutin

freut sich über die Zusendung von Manuskripten. Dies können klinische Beiträge sein ebenso wie theoretische Aufsätze, Buchbesprechungen, Kongreßberichte, Veranstaltungshinweise und anderes mehr.

Die Publikationssprache ist deutsch, Übersetzungen aus anderen Sprachen sind sehr willkommen. Das Lektorat liegt bei der geschäftsführenden Herausgeberin.

Sprachliche Gleichberechtigung von Mann und Frau wird vorausgesetzt, ohne daß der Sprache Gewalt angetan wird. Dies bedingt einen bewußten und kreativen Umgang mit der Sprache.

Postadresse für Beiträge ist diejenige der geschäftsführenden Herausgeberin.

## Inhalt

Editorials:	
Fremde in der Psychotherapie – die Psychotherapeutin als Fremde	4
Der/die/das Fremde	5
Wie wird man Familienmitglied? Über die Herstellung von Zugehörigkeit <i>Brigitte Boothe</i>	9
Fremde Mutter – fremde Tochter Gedanken zur Bedeutung der Fremdheit im weiblichen Individuationsprozeß <i>Astrid Kloth</i>	20
Interview mit Maile Ira Folwill <i>Anne Marie Stein</i>	30
Die Begegnung mit dem Anderen <i>Ursula Plog</i>	45
Zwei Gedichte <i>Maile Ira Folwill</i>	51
Versuchte Enteignung <i>Vera Treplin</i>	53
Ein welterfahrnes Wesen mit einem Spalt darin Fremdheit zwischen Ost und West <i>Cornelia Weiß</i>	72
Wie ein Mensch Ausländer wird <i>Reingard Dirscherl</i>	85
Auf dem Weg in eine reale virtuelle Wirklichkeit Ich bin – Paramount- und Cyberrealität Cyborgs sowie: Norma & Netizien und Klone & Kunstwesen <i>Lydia Buchmüller</i>	98
Forum	117
Mitteilung	117
Bücher	117
Der Blick auf andere Bücherregale	118
Die Autorinnen	120

■ **Fremde in der Psychotherapie –  
die PSYCHOTHERAPEUTIN als Fremde**  
Editorial der mitherausgebenden Verlegerin

■  
Beatrice Alder

Wie die abgedruckte Liste der Literaturliste zu unserem Thema zeigt, ist »der Fremde/die Fremde/das Fremde« eine die Literatur dominierende Frage. Keine öffentliche Veranstaltung, keine Rede, die heute die damit verbundenen Probleme nicht berühren würde und damit aber im allgemeinen »die anderen«, »das Exotische«, meist auch »das Andersfarbige« meint. Viele unserer Beiträge versuchen jedoch, unseren Blick auf uns, nach innen zu lenken aus der Erkenntnis heraus, daß nur das Anerkennen unseres eigenen Fremden und den damit verbundenen Abgrenzungsbemühungen uns helfen kann, unsere eigene Identität als Individuum und als Gesellschaft zu finden und damit einen festen Ausgangspunkt für den Umgang mit anderen zu haben. Dies gilt auch für die Fremdheit zwischen Mann und Frau, die im Umgang zwischen den Geschlechtern immer wieder Probleme bereitet, vor allem da, wo sie geleugnet wird und dann zum berühmten \* \* führt: »Frauen sind mitgemeint«. Ist ein Arzt eine Ärztin, ist eine Ärztin ein Arzt? Auch die Psychotherapeutin ist in der Presselandschaft immer noch ein Fremdkörper: wie viele Fachzeitschriften mit einem weiblichen Berufstitel fallen Ihnen ein?

In diesem Sinn wünscht sich die Verlegerin, daß dieses Heft einen Beitrag leiste im öffentlichen, beruflichen und privaten Diskurs zum Thema der Fremdheit.

## Der/die/das Fremde

Editorial

■  
Ulrike Hoffmann-Richter

Die Fremde ist in den großen Tageszeitungen ständig vertreten. Viele Zeitschriften der vergangenen Jahre haben mindestens ein Themenheft dazu angeboten (Psyche 8/92; Zeitschrift für Frauenforschung 3/95; Forum kritische Psychologie 35/95; Traverse 1/96; Bios 2/96; Psychosozial 63/96; Die Philosophin 15/97). Es stimmt keineswegs, daß Fremdheit, Migration, Befremden und fremde Kulturen oder psychische Probleme aufgrund von Fremdsein vernachlässigte Fragen wären. Anlaß für die Thematik sind die vielfältigen Migrationsbewegungen der letzten Jahrzehnte. Damit ist die Brisanz aber nicht erklärt: Das Thema ist alt. Der erste, der zweite Weltkrieg und die Wirtschaftswunder-Zeit hatten alleine in diesem Jahrhundert große Migrationen zur Folge. »Der Fremde« Camus' stammt aus dem Jahr 1942. Dennoch scheinen wir über das Stadium, Fremde zu deklinieren, noch nicht hinausgekommen zu sein. Worum geht es, wenn die Fremde zur Diskussion steht?

Warum beschäftigt uns die Fremde jetzt, wenn sie nicht neu ist? Sind traditionelle Wege der Identitätsbildung fragwürdig geworden? Geht es weniger um die Tatsache der Migration, der fremden oder der multikulturellen Gesellschaft und mehr um die Frage, ob es noch »Heimat« gibt? Pollak sprach nach der Immigration in die USA von »Heimlosigkeitweh«. Ist es mehr die Suche nach unserer Identität als die Auseinandersetzung mit dem Fremden, die uns bewegt? Sind Auflockerung oder allmähliche Auflösung kultureller Rahmen und Normen Ursache oder Folge des Verschwindens lokaler Traditionen? Wir entdecken Befremden in mikrokulturellen Unterschieden, zwischen sich diversifizierenden Subkulturen und zwischen den Geschlechtern. Die Frage, was noch vertraut ist, liegt nahe. Auch bei der Zusammenstellung dieses Heftes gingen wir von Migration und psychischen Folgen der Fremdheit aus. Unseres Erachtens ist in der Diskussion derzeit schon fast eine Sprachverwirrung eingetreten: Wird noch von derselben Sache gesprochen, wenn es um psychische Störungen kurdischer Asylsuchender geht; Konflikte bikultureller Paare oder Verständigungsschwierigkeiten zwischen den Generationen oder zwischen Mann und Frau? Wir haben deshalb für dieses Heft Beiträge zu verschiedenen Formen von Fremdheit erbeten, ohne zu beanspruchen, sie in einen bestimmten Bezug zueinander zu stellen. Vielmehr wollen wir zum Nachdenken darüber anregen, worum es bei den verschiedenen Formen der Be- und Entfremdung geht.

Die Soziologie hat uns gelehrt, daß Abgrenzung und Ausgrenzung allgegenwärtige soziale Phänomene von Gemeinschaften sind (Garfinkel 1956). Nicht nur Sachbücher und Fachliteratur, sondern auch Prosa aus den letzten Jahren (z.B. Klüger 1992, Semprun 1995) erinnern uns daran, daß das Judentum – in assimilierter und nicht assimilierter Form – im deutschsprachigen Raum bis zum Nationalsozialismus das Bild des Anderen war, verkörpert durch Menschen, die in derselben Kultur lebten, und sich doch noch einer anderen Tradition verbunden fühlten. Margaret Susman hat dies im »Nahsein und Fernsein des Fremden« treffend ausgedrückt. Viele Aspekte dieses befruchtenden, lebendigen Austausches wecken heute vor allem Trauer über die unwiderrufliche Zerstörung. Trotzdem gibt es auch nach über 50 Jahren Reaktionen des Nicht-Wahrhaben-Wollens. Dies beschreibt Treplin in diesem Heft mit der »Versuchten Ent-eignung«.

Wir kennen Folgen der Migration und der bikulturellen Auseinandersetzungen in Form unterschiedlichster psychischer Störungen. In der ersten und zumindest noch zweiten Generation. Aber wieviel Zeit benötigt Assimilation? Ist die Aussage der Bibel, daß Gott die Missetaten der Väter heimsuche bis ins dritte und vierte Glied, wirklich veraltet? Gegenwärtig haben wir uns verschiedenste Prototypen des Fremden gebildet. Dazu gehört die türkische Kultur (z.B. Schiffauer 1983; Göle 1993; Oegrenelim 1995); die Migration iranischer Bürger und Bürgerinnen (z.B. Agha 1997); die Auseinandersetzung seit der Wende zwischen ehemals Ost- und Westdeutschen in vielfältigster Form (z.B. Dietzsch, Dölling 1996) diesem Aspekt widmet sich der Beitrag von Cornelia Weiß.

Die Frage, wie weit Unbekanntes in der eigenen Person verdrängt, abgewehrt und/oder zusätzlich projiziert werden muß, reflektiert Kloth. Boothe beschreibt die Notwendigkeit, daß Zugehörigkeit aktiv erarbeitet werden muß, und auch Eltern mit ihrem neugeborenen Kind nicht von alleine zufällt. In besonderer Form kristallisiert sich das Fremdsein in binationalen Ehen (z.B. Dicks 1993; Muhs/Lieberz 1993). Die Ethno-psychoanalyse schlägt mit der Betrachtung fremder Kulturen eine Brücke von der Psychoanalyse zur Ethnologie. Auch kulturanthropologische Texte (z.B. Greverus »Die Anderen und ich« 1995) nehmen die Begegnung mit fremden Kulturen zum Anlaß, das eigene Ich, die eigene Identität, Identitätsbildung und Abgrenzung gegenüber anderen zu reflektieren.

Der ethnologische Blick versucht, die andere Kultur zu verstehen, sich ihr zu nähern, ohne die eigene Herkunft zu leugnen. Dirscherl beschreibt den Prozeß »Wie ein Mensch Ausländer wird«, nicht zuletzt, indem sie auf die spezifischen Erkrankungen und Befindlichkeitsstörungen von Migrantinnen und Migranten in der Schweiz verweist. Buchmüller beschreibt Versuche, sich mit der eigenen Identität auseinanderzusetzen,

indem fremde Identitäten aktiv angenommen oder neu geschaffen werden – im Cyberspace.

Philosophisch wie anthropologisch, aber auch psychiatrisch-psychotherapeutisch stellt sich die Frage, wie weit Identifikation mit der Anderen, die Begegnung mit dem Anderen möglich ist. Im Rahmen von Beratung und Therapie mit Menschen aus anderen Kulturen hat sich diese Frage Koch-Stierle (1996) gestellt. In diesem Heft setzt sich Plog mit Levinas auseinander. Identifikation ist nötig, aber nur bis zu einem gewissen Ausmaß möglich. Weder Ausgrenzung noch Wegdiskutieren ist eine konstruktive Möglichkeit mit dem Anderen, dem Fremden oder der Fremdheit umzugehen. Auch »Umarmung« ist keine Lösung. Der Slogan »Jeder ist fremd, fast überall auf der Welt« kann nur eine allererste Antwort auf Fremden- oder Ausländerfeindlichkeit sein. Darüber hinaus läuft diese Antwort Gefahr, den nicht nur quantitativen, sondern auch qualitativen Unterschied zwischen ein bißchen Befremden und großer Fremdheit zu mißachten.

Besonders bedrohlich wird Fremdes, wenn es sich in der eigenen Person wiederfindet, ohne daß wir darauf Einfluß nehmen können. Folwill beschreibt dieses Sich-selbst-fremd-Werden in der Psychose auf eindruckliche Weise. Veränderungsmöglichkeiten, die uns in uns selbst zur Verfügung stehen, eröffnen aktive Wege des Umgangs. Sie eröffnen aber nicht die Möglichkeit, das Geschehene aufzuheben – das Leben in der Fremde; die hereingebrochene Psychose; das Leben nach dem, und das heißt mit dem Grauen. Das Angebot psychotherapeutischer Bearbeitung seelischer Not birgt in sich die Neigung, erlebte Realität als subjektiv gestaltet darzustellen: Wenn der Leidende oder die Patientin einen anderen Bezug zu ihrem Konflikt, zu dem durchlebten Trauma gewönne, könnte sie damit besser leben. Psychodynamische Erklärungsmuster, Konstrukte von Übertragung und Gegenübertragung, haben dort ihre Grenze, wo sie dem anderen das Geschehene absprechen: So kann es wohl nicht gewesen sein...; oder dort, wo sie es auf ein Durchschnittsmaß von Leiden reduzieren wollen. H. Welzer verweist auf Hannah Arendt, wenn er daran erinnert, »daß der Holocaust erfahrungslos bleiben muß, weil jeder Bericht – will er überhaupt mittelbar sein – sich der Erfahrungsstruktur jener Menschen unterwerfen muß, die ihn nicht erlebt haben. Andernfalls würden die Augenzeugen-Erzählungen aus den Lagern als unglaublicher Irrsinn abgetan – eine nochmals traumatisierende Erfahrung, die viele Überlebende der Lager dann in der Tat auch machen mußten und die selbst in Israel zu einem jahrzehntelangen Schweigen über das Geschehen führte« (1997/10). Psychotherapie setzt neben dem Bemühen um Verstehen das Wissen um die Existenz von nicht Übermittelbarem voraus. Andernfalls wird sie unglaubwürdig.

Nicht immer kann es gelingen, die Begegnung mit dem Fremden als

kreative Herausforderung anzunehmen: Die Beschäftigung mit der Sprache, die Notwendigkeit der Übersetzung, die Konfrontation mit anderen Worten, Grammatik, Bildern und Vergleichen. Aber solch ein Neuanfang ist möglich. Und überall dort, wo er gelingt, kann er den Horizont erweitern und zur Bereicherung des Alltags werden.

## Literatur

- Agha, T.: *Lebensentwürfe im Exil*, Campus Verlag, Frankfurt, 1997
- Augé, M.: *Orte und Nicht-Orte*. S. Fischer Verlag, Frankfurt 1994
- Camus, A.: *Der Fremde*, Rowohlt 1997
- Celan als Übersetzer »Fremde Nähe« Marbacher Kataloge 50, Deutsche Schillergesellschaft Marbach/Neckar 1997
- Macheiner, J.: *Übersetzen*; Eichborn, Frankfurt 1995
- Dicks, D. (Hrsg.): *Amors wilde Pfeile. Liebes- und Ehegeschichten zwischen den Kulturen*. C.H. Beck Verlag, München 1993
- Die Philosophin* 1997/15. Ausschließungen.
- Dietzsch, J.; Dölling, J.: *Das Eigene und das Fremde im Alltagsleben der Deutschen vor und nach der »Vereinigung«*. *Bios* 2/1996, 285-294
- Ethnopsychanalyse 3: Körper, Krankheit und Kultur*. Brandes u. Apsel, Frankfurt 1983
- Forum kritische Psychologie* 1995/35 Konstruktionen von Fremdsein
- Garfinkel, H.: *Conditions of Successful Degradations*. *American Journal of Sociology* 61 (1956) 420-424
- Göle, N.: *Republik und Schleier*. Babel Verlag, Berlin 1995
- Greverus, J.M.: *Die Anderen und ich*. Wiss. Buchgesellschaft, Darmstadt 1995
- Kalpaka, A.; Räthzel, N. (Hrsg.): *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein*. Dreisam Verlag, Köln 1994
- Klüger, R.: *weiter leben. Eine Jugend*. Wallstein Verlag Göttingen 1992
- Koch-Stierle, F.: *The Stranger brings the Unfamiliar*. Verlag für Wiss. und Bildung, Berlin 1996
- Miteinander Lernen*; Oegrenelim, B. (Hrsg.): *Frauen im Fremdland*, Promedia Wien 1995
- Möhring, P.; Apsel, R. (Hrsg.): *Interkulturelle psychoanalytische Therapie*. Brandes u. Apsel, Frankfurt 1995
- Psyche* 1992/8 *Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Nationalismus*
- Psychosozial* 1996/63. *Migration und Gesellschaft*
- Rohner/Köpp (Hrsg.): *Das Fremde in uns, die Fremden bei uns*. Asanger, Heidelberg 1993
- Schiffauer, W.: *Die Gewalt der Ehre*, Suhrkamp Verlag Frankfurt 1983
- Schiffauer, W.: *Fremde in der Stadt*, Suhrkamp Verlag Frankfurt 1997
- Semprun, J.: *Schreiben oder Leben*. Suhrkamp Verlag Frankfurt 1995
- Susman, M.: »Das Nah- und Fernsein des Fremden« Jüdischer Verlag, Frankfurt 1992
- Traverse* 1996/1: *Bilder des Anderen*.
- Welzer, H.: *Verweilen beim Grauen*. edition diskord, Tübingen 1997
- Wicker, H.-R.; Acker, J.L.; Bolzman, C.; Fobbi, R.; Imhof, K.; Wimmer, A. (Hrsg.): *Das Fremde in der Gesellschaft: Migration, Ethnizität und Staat*. Seismo Verlag, Zürich 1996
- Winkler, D. (Hrsg.): *Die Täter-Opfer-Fälle*, Freudenberg Stiftung 1997
- Zeitschrift für Frauenforschung* 1995/3: *Mobilität, Migration und Familie*



## Wie wird man Familienmitglied?

Über die Herstellung von Zugehörigkeit

■  
Brigitte Boothe

### Zusammenfassung

Die Erfahrung von Zugehörigkeit wie jene des Fremdseins hat basale Wurzeln. Sie liegen in den Formen und Ritualen, Gesten und Veranstaltungen der Begrüßung des Neuankömmlings im Schoß der Gemeinschaft; in den Formen der Bewillkommung, die der kindliche Neuankömmling bei seinen elterlichen Schutzbefohlenen erfährt, sobald er ins Leben tritt. Diese soziale Produktion von Familiarität oder im negativen Fall von Wurzellosigkeit wird in einigen Grundzügen erläutert.

### Das Kind als empfindungsfähiges und abhängiges Wesen

Ist es ein naturgegebener Zustand, Kind von Eltern zu sein? Entsteht Zugehörigkeit zur Familie gleichsam naturwüchsig? Familienmitglied zu werden, scheint das Selbstverständlichste auf der Welt. Man kommt auf die Welt und ist Sohn oder Tochter, hat Mutter und Vater. Mutter und Vater mögen böse oder schlecht sein, Sohn oder Tochter mögen soviel Sorgen machen, soviel Kummer bereiten, daß man sich ihrer entledigen möchte. Aber das ändert nichts daran, daß alle Beteiligten bleiben, was sie sind: Söhne und Töchter, Väter und Mütter. Auch wenn sie unter dieser Bürde seufzen, sie ist nicht abzuschütteln. Das Verknüpftsein in biologisch fundierten familiären Bindungen erscheint als schicksalhaft und versteht sich von selbst. Bei dieser Sichtweise droht freilich ein ganzes, zartgesponnenes und unauffälliges Netz, geknüpft aus Bindungskunst, der Beachtung zu entgehen. Dieses feine Netz drängt sich – im Gleichnis gesprochen – dem Auge nicht unmittelbar auf und hat doch tragende Bedeutung; – tragend, wie es sich gehört für die Stabilisierungs- und Sicherungsfunktion eines Netzes.

Als Kind ins Leben zu treten ist eine anspruchsvolle Aufgabe (Scholz, 1994). Eltern eines Kindes zu werden, die Position der Mutter auszufüllen, die Position des Vaters einzunehmen, stellen Herausforderungen des Alltagslebens dar. Diese Aufgaben: Mutter zu werden und Vater zu wer-

den, Mütterlichkeit auszuüben und Väterlichkeit zu praktizieren, sind in mancherlei Hinsicht in der Psychoanalyse längst ausführlich beschrieben und werden in der psychologischen und pädagogischen Ratgeberliteratur in so aufdringlicher Breite abgehandelt, daß man freiwillig kein Wort mehr zum Thema verlieren möchte. Und doch scheint ein interessanter und grundlegender Aspekt der Menschwerdung eines Kindes im Bezugsrahmen der Familie der Beachtung zu entgehen: die Frage danach, wie es überhaupt dazu kommt und wie es vor sich geht, daß ein menschliches Wesen, das von einer Schwangeren auf die Welt gebracht wird, als zugehörig zur Familie betrachtet, als Teil der Familie aufgenommen wird. Dies ist die Frage nach der *Herstellung von Zugehörigkeit*. Die selbstverständlichen und unauffälligen Formen der Herstellung von Zugehörigkeit bilden das *Netz*, welches hier zur Debatte steht. Es geht um die Erörterung dessen, mit welchen Angeboten der Beziehungsgestaltung der kindliche Neuankömmling Aufnahme als Mitglied der Familie findet. Genauer gefragt: *Wie machen Eltern das Kind zu ihrem Kind?* Diese Thematik zerfällt in mindestens drei Aspekte: 1. *Wie betten Eltern das Kind in die Familie ein?* 2. *Welche Position weisen sie ihm dort zu?* 3. *Wie kontrollieren sie das kindliche Familienmitglied?*

Einbettung, Positionierung, Kontrolle – so lassen sich die einander ergänzenden Maßnahmenbündel etikettieren, nach denen Eltern den kindlichen Neuankömmling zum Familienmitglied machen. In Boothe & Heigl-Evers (1996) findet sich dazu eine ausführliche Darstellung, auf die zur genaueren Orientierung verwiesen sei. Im gegebenen Zusammenhang genüge die Beschränkung auf einen ausgewählten Aspekt, nämlich die exemplarische Darlegung dessen, was hier als *Einbettung* verstanden werden soll. Einbettung – das wird zu erläutern sein als Schlüssel zur Kunst, einem Menschen die Erfahrung der Zugehörigkeit zu ermöglichen.

Wenden wir uns zunächst bestimmten psychoanalytischen Grundannahmen über den Beginn extrauterinen Menschenlebens zu. Psychoanalyse untersucht die primäre Verfassung des Kindes in zweifacher Perspektive. Einerseits rückt sie das vitale Interesse eines empfindungsfähigen Individuums an Vermeidung unangenehmer Spannungszustände in den Blick und andererseits die totale Schutz- und Versorgungsbedürftigkeit des Kindes im Dienste des Überlebens. Aus psychoanalytischer Sicht ist das menschliche Individuum spätestens mit Beginn seines extrauterinen Lebens ein Wesen, das leibliche und geistige Möglichkeiten zu Überlebenszwecken erfindungsreich verknüpft. Der Körper des Kindes ist reaktions- und empfindungsfähig. Das Kind gebraucht seine körperlichen und psychischen Möglichkeiten im Dienst der Vermeidung unlustvollen Erlebens, adaptiv zum Selbstschutz, bald auch aktiv im Dienst der Erzeugung und Sicherung lustvollen Erlebens sowie einer Sicherheit gewähr-

den Situationskontrolle. Gleichzeitig ist das Kind nicht in der Lage, selbstständig für die eigene Sicherheit, den eigenen Schutz zu sorgen. Es kann ohne Bemutterung nicht überleben (Bowlby, 1975). Es muß sich lenken und bestimmen lassen. So die traditionelle psychoanalytische Sicht auf die mentalen Leistungen und primären Motivationen des Kindes; eine Sicht, die früh schon zu kontroverser Debatte führte und heutzutage, im Zuge der Publizität der empirischen Säuglingsforschung, mehr denn je. Es ist keineswegs die Kontroverse, die im gegebenen Zusammenhang interessiert; vielmehr geht es um zwei Grundvoraussetzungen, die bei aller Divergenz im einzelnen geteilt werden: das Postulat von der *primären Abhängigkeit* und das Postulat von der *primären psychischen Ausstattung*.

Möglicherweise tut man sich etwas schwer damit, diese beiden Feststellungen überhaupt in die Gestalt von Annahmen oder besser *Vorannahmen* zu kleiden, läßt sich doch das jeweilige Gegenteil kaum denken. Zudem ist ausgemacht, daß die Menschheit mit ihrem Nachwuchs nach eben diesen Vorannahmen einvernehmlich und ohne eine Spur des Zweifels umzugehen pflegt, daß Eltern also in aller Selbstverständlichkeit ihre Kinder als *empfindungsfähige* und *abhängige Wesen* behandeln. Es empfiehlt sich gleichwohl, diese Perspektive auf das Kind eigens als solche hervorzuheben; denn erst dieser verfremdende Blick gibt zu erkennen, daß die *Zuschreibung* kindlicher Bedürftigkeit und kindlichen Erlebens ein *Beziehungsangebot* formuliert; – ein Beziehungsangebot seitens der Betreuungspartner des Kindes.

Sie tun das sozusagen auf Kredit (Brazelton & Cramer, 1990). Das Kind ist für sie wie der Vorentwurf einer fühlenden und denkenden Person. So sehen sie im Säugling ihresgleichen, interpretieren seine Regungen fortwährend als Äußerungen der Verständigkeit. Sie nehmen ihn nach seinen späteren Möglichkeiten, sind ihm gewissermaßen immer Schritte voraus und bleiben im Verkehr mit dem Kind doch auch in dichtem, direktem Kontakt, bereit, auf Zuwendung und Abwendung, Verlangen und Überdruß, Vergnügen und Mißbehagen wohlabgestimmt zu antworten.

### Begegnung

Bemutternde Personen und Kind stehen von Beginn an in einem Verhältnis der Begegnung (des »Dialogs« nach Spitz, 1976). Säuglingsforscher beschäftigen sich mit den vielfältigen Formen und Varianten, in denen sich diese Begegnungen zwischen kindlichen und elterlichen Partnern von Geburt an vollziehen (Brazelton & Cramer, 1990). Diese inzwischen gut dokumentierten charakteristischen Begegnungsabläufe, diese »kommunikativen Tänze« (Stern, 1985) oder Rituale (Brinich, 1982) verlangen von Beginn

an ein dialogisches Spiel. Kindliche Entwicklung ist das Ergebnis vielfältiger, kontinuierlicher Begegnungen auf vielfältigen Ebenen der Verständigung. Das Kind ist von Anfang an Partner in diesem Begegnungsraum. Von Anfang an sind Verständigung und Selbstverständigung in konflikthaften Spannungen angelegt. Von Beginn an beziehen die beteiligten Partner im Begegnungsraum jeweils ihren eigenen, der eigenen, individuellen Geschichte entsprechenden Standpunkt. Die Frage nach der Entwicklung des Kindes hin zur Geschlechtsidentität macht die Bezogenheit auf Elternfiguren, also die primäre Einbettung in einen Beziehungsraum, überaus deutlich (Laplanche, 1992).

Das »Kind« ist, lange vor seiner Konzeption, seit der Kindheit der künftigen Mutter, Gegenstand subjektiver Vorstellungswelt, ein noch fiktives Wesen, entworfen als gestalteter Ausdruck subjektiver Wünsche und Ängste. Es gewinnt – noch immer im Raum des Fiktiven – eine luftige Existenz im Rahmen eines Beziehungsplans zwischen zwei Geschlechtspartnern (Miller, Rustin, Rustin & Shuttlesworth, 1989). Empfängnis und Schwangerschaft lassen den entstehenden Menschen sodann als reale Figur in Erscheinung treten; eine reale Figur, an der sich die Phantasien der Eltern bzw. ihre Beziehungspläne abzarbeiten haben. Und schließlich wird das heranwachsende Kind selbst zum Initiator in der Beziehungswelt, zum Gestalter seiner eigenen Geschichte, und zwar in kontinuierlicher Auseinandersetzung mit dem von den Eltern mitgegebenen, gewissermaßen verordneten Entwurf seiner Individualität und seiner Zugehörigkeit.

### Das Kind im elterlichen Blick

Das Kind wird eingebettet in einen Beziehungsentwurf. Die primäre Beziehungsfigur verwendet kommunikative Strategien, um solche erfolgreichen Einbettungen vorzunehmen. Diese sind Gegenstand der empirischen Säuglingsforschung (Stern, 1985). Wächst das Kind heran, so entfaltet es, primär eingebettet in den Inszenierungsentwurf der Mutter, zunehmend Eigeninitiative, wird schließlich zum szenischen Gestalter in eigener Regie, der andere in sein Spiel hineinlockt. War das Kind erst eingebettet in einen dramatischen Entwurf, den es noch nicht selbst zu regieren vermochte, wird es mit zunehmendem Sprachvermögen zum Dramatiker in eigener Sache (zur dramaturgischen Perspektive in der Psychologie siehe Brissett & Edgley, 1990). Es finden kommunikative »Tänze« statt, oft mit wechselnder asymmetrischer Rollenverteilung, mit eskalierendem und sich beruhigendem Ablauf. Der kommunikative Tanz verstrickt das Gegenüber in eine Handlung hinein. Die Person ist im Handeln engagiert. Abstand kann nur künstlich durch Heraustreten aus der Inszenierung her-

gestellt werden, und zwar dadurch, daß der Verstrickte im nachhinein, *nachträglich* erzählt, was er erlebt hat (Freud, 1918, S. 70 ff: Zum kontroversen Status der »Nachträglichkeit«). Szenen sowohl als Handlungen wie als Erzählungen haben immer einen Autor (oder Initiator), sind autorgebunden, bleiben angewiesen auf einen Gestalter.

Die klassische Psychoanalyse hatte die Aufmerksamkeit auf die Phantasietätigkeit des Kindes, auf seine subjektive Erlebniswelt gelenkt, zunächst freilich ohne deklariertes Interesse für eine explizite Positionierung des »Kindes« im sozialen Raum. Verständigung über Kindheit als »soziale Konstruktion«, in soziologischer Terminologie, als *Herstellung* einer humanen Tatsache, steht innerhalb der psychoanalytischen Dimension noch aus (vergleiche aber die Aktivität etwa der »Deutschen Gesellschaft für psychohistorische Forschung«, die 1996 ihren 10. Jahrestag in Heidelberg feiert, und das seit 1984 von Büttner & Ende herausgegebene »Jahrbuch der Kindheit«). Diese soziale Perspektive könnte eine nützliche wie auch kritische Ergänzung zur Erforschung des kindlichen und elterlichen Phantasie-, Wunsch- und Konfliktpotentials bilden. Eine erste Annäherung an entwicklungspsychologisch bedeutsame Aspekte der sozialen Konstruktion »Kindheit« erfolgt mit Hilfe der globalen Kategorie *Einbettung*.

### Herstellung von Zugehörigkeit

Einbettung verweist auf eine kulturelle Gepflogenheit, die so selbstverständlich ist, daß sie dem Besprochenwerden entgeht: auf die Bereitschaft und die Leistung der Familienmitglieder, das Kind in eine spezifische familien- und individualgeschichtliche Reihe zu stellen, ihm einen kulturell und individuell vorinterpretierten Ort als national, regional, familiär bestimmtes Geschlechtswesen zuzuweisen, das Kind als familiär zugehörig zu definieren, seine Lebensregungen von Beginn an – ja, bereits im Mutterleib – als sinnvoll, spezifisch und individuell zu interpretieren sowie eben diesen Lebensregungen zukunftsweisende Bedeutung zu geben. Das Kind erhält eine *Geschichte* (Historisierung) und wird *antizipatorisch* als denkende und führende Person behandelt (Kreditierung). Man macht es zu einem Wesen an einem bestimmten historischen Ort (Historisierung), verleiht seinen Lebensregungen Sinn und Bedeutung und begreift sie als Anzeichen für künftige Weiterentwicklungen (Kreditierung). Diese ausgeprägte elterliche Zuschreibungstätigkeit hat also das Ziel der Einbettung. Sie vollzieht sich im gewöhnlichen Leben unauffällig und entgeht daher leicht der psychologischen Aufmerksamkeit. Sie wird in ihrer Bedeutung greifbar, wenn man Historisierung und Kreditierung mit ihrer jeweiligen

Opposition kontrastiert. Dann steht der Historisierung die *Aussetzung*, der Kreditierung die *Verweigerung* gegenüber.

### Historisierung

Daß ein menschlicher Neuankömmling einen geschichtlichen Ort erhält, indem man ihn als jüngstes Mitglied einer familiären Gemeinschaft willkommen heißt, ist die positive Normerwartung. Die Pointe der Historisierung ist, daß ein Kind heranwächst nicht als Individuum-für-sich-Selbst, sondern als Träger von Zuschreibungen, die den Neuankömmling mit einer Vorgeschichte, einer Beziehungsgeschichte und einer Entwicklungsgeschichte einkleiden und den die Eltern so willkommen heißen. Die soziale Aktivität der Zuschreibung von Geschichte erscheint als ein fundamentales Ereignis der Menschwerdung des Einzelnen als Sozialwesen. Die unzähligen alltäglichen und festlichen Riten der Herstellung von Familiarität modulieren stets das gleiche Thema: *Du bist ein Teil von mir. Ich engagiere mich für dich – du engagierst dich für mich.*

Oder: *Du bist ein Teil von uns – wir sind ein Teil von dir. Wir engagieren uns für dich – du engagierst dich für uns.*

Oder: *Ihr seid ein Teil von uns – wir sind ein Teil von euch. Wir engagieren uns für euch – ihr engagiert euch für uns.*

Oder: *Ihr seid ein Teil von mir – ich bin ein Teil von euch. Ich engagiere mich für euch – ihr engagiert euch für mich.*

Die soziale Produktion von Familiarität entspricht der Herstellung eines *Ich-in-Beziehung-zum-antwortenden-Gegenüber*, eines *Ich-als-Teil-eines-Wir*, eines *Ich, -das-zwischen-Du-und-Wir-und-Ihr-unterscheidet*: Herstellung spezifischer Abgrenzungen sowie Herstellung spezifischer Verbindung innerhalb einer geschichtlich bestimmten, füreinander engagierten, aufeinander orientierten Gemeinschaft.

### Aussetzung

Der Historisierung als komplexer Aktivität sozialisierter Individuen, den menschlichen Neuankömmling per Deklaration und mit Hilfe von Ritualen der Herstellung von Zugehörigkeit familiär einzuwurzeln, steht die Aussetzung gegenüber. Aussetzung kommt der Weigerung oder der Unfähigkeit gleich, dem Kind Zugehörigkeit anzubieten und es in Zugehörigkeit hineinzuziehen. Aussetzung meint ein elterliches Handeln, das darauf zielt, sich des Kindes zu entledigen. Die Extremvariante dieser Aktivität besteht in der Entfernung des Kindes aus elterlicher Obhut mit voller In-

kaufnahme des Risikos, daß der Säugling nicht überlebt, das Kind zu schwach ist.

Dennoch ist Aussetzung von direkten oder indirekten Tötungshandlungen zu unterscheiden. Aussetzung des Kindes stellt die Weigerung dar, den Nachwuchs als Teil der eigenen Person, der eigenen Familie, der eigenen Geschichte anzunehmen. Die Inkaufnahme seines Zugrundegehens erfolgt nicht mit dem primären Ziel der kindlichen Vernichtung. Kindstötung liegt somit nicht auf der gleichen Ebene wie Aussetzung. Aussetzung ist vielmehr das Ergebnis ausbleibenden Engagements für das Kindeswohl. Aussetzung ist in dieser Perspektive enger verwandt mit Vernachlässigung als mit Kindsmord. Die Intention der Aussetzung ist also nicht, das Kind grundsätzlich am Weiterleben zu hindern, sondern dessen Existenz in radikaler Loslösung von der eigenen anzusehen. Während die Tötung des Kindes als Versuch einer Trennung zu werten ist, setzt Aussetzung gerade die Trennung voraus. Oder, um es genauer zu formulieren: Aussetzung ist das *Ergebnis niemals hergestellter Knüpfung der symbolischen Nabelschnur*. Aussetzung bedeutet radikales Nicht-Annehmen – wie im Reich der brutpflegenden Säugetiere vorgebildet – und hat die radikale *Verkümmern* des Kindes zur Konsequenz. Elterliches *Sich-Kümmern* erscheint in dieser Perspektive als aktive und zielgerichtete Orientierung auf das Kind, zielgerichtet im Sinne eines normengeleiteten, hochdifferenzierten Einsatzes, der das *Gedeihen* des Kindes will, sich am Gedeihen des Kindes bemißt, wobei die kollektiven und persönlichen Vorstellungen vom Gedeihlichen alles andere sind als fest und überdauernd.

Wir wollen weniger offensichtliche Fälle betrachten. Wenn »Aussetzung« die Nicht-Beziehung zum Nachwuchs ist, als zu einem geschichtslosen Fremdling ohne Anspruch auf Interesse, so öffnet sich der Blick für fast alltägliche Phänomene, in freilich viel feineren und abgestufteren Varianten. Die bewußte – oft nur flüchtige und vorübergehende – Regung selbst, das Kind nicht als sein eigen Fleisch und Blut anzunehmen, gehört zum Alltag der Elternschaft. Sie artikuliert sich in Wendungen wie: *Es ist wie ein Fremdkörper (etwa bei einer Schwangeren); ich schaue es an (das Neugeborene), finde es fremd, bin ganz ratlos; das soll mein Kind sein?; das Kind ist so seltsam, ich verstehe es nicht, was habe ich mit ihm zu tun?* Gewöhnlich sind diese Regungen flüchtig, situationsbedingt, rasch vorübergehend; sie werden meist als sehr unangenehm erlebt, denn woran läge Eltern mehr als am herzlichen Einvernehmen mit und auch an der ungeteilten Hinwendung zum Kind? Weniger flüchtig ist die innere Aussetzungsregung – die sich auch hier nicht als äußere Entledigungshandlung manifestiert – bei depressiven mütterlichen Reaktionen nach der Geburt des Kindes: Die freudige Annäherung an das Kind bleibt aus, das sonst so stark engagierte entzückte allmähliche Kennenlernen findet nicht statt.

Zwischen Kind und primärer Bezugsperson bleibt eine Kluft der Kontaktlosigkeit. Aussetzung ist nicht notwendigerweise ein Störungs-, sondern durchaus auch ein reguläres Alltagsphänomen. In diesem Sinn sind alltägliche Aussetzungsreaktionen all jene, bei denen ein Verhalten, eine Reaktion, ein anderer Aspekt des Kindes außerhalb der Einbettung durch Historisierung bleibt. Es handelt sich hier um Inseln des kindlichen Lebens, die zwischen Kind und primärer Bezugsperson in kein historisierendes Interpretationsmuster fallen. Es sind Bedürfnisregungen, Beziehungsangebote, Verhaltensweisen des Kindes, die von primären Bezugspersonen nicht beachtet, ignoriert, übersehen, nicht gewürdigt oder mit Gleichgültigkeit und Desinteresse gesehen werden, die also keinen Eingang in jenes persönliche Geschichtsbuch finden, das durch historisierende Aktivität der Eltern vom Leben des Kindes entsteht. Und das ist gut so. Denn ein extremes Maß an elterlicher Bereitschaft, die Lebensregungen des Kindes zu historisieren, hätte den Charakter einer Verfolgung, es bliebe kein freier Spielraum, das Kind wäre in einem Korsett von Zuschreibungen gefangen. Zur Selbstverfügung des Kindes wie später des Jugendlichen gehört der spielerische Umgang mit den erfahrenen Zuschreibungen, deren Anverwandlung wie deren Verfremdung, deren Ersetzung und Verwerfung, die Herstellung neuer Familienromane, sowie die verschiedensten Formen der Selbst-Aussetzung, d.h. spielerischer oder leidenschaftlich engagierter Formen des Sich-selbst-fremd-Machens, der Verweigerung von Zugehörigkeit zur Familie.

### Kreditierung

Historisierung und Aussetzung sind zu ergänzen durch ein weiteres antagonistisches Paar: Kreditierung und Verweigerung. Unter »Kreditierung« ist die elterliche Haltung zu verstehen, die Lebensregungen des Kindes – im Mutterleib, als Neugeborenes, Kleinkind, sogar auch im späteren Entwicklungsalter – mit einer Entwicklungsaussicht zu verknüpfen, sie als positives Anzeichen für eine weitere Entfaltung in der Zukunft zu sehen. Den Lebensregungen des Kindes wird eine Entwicklungsperspektive zugeschrieben. Was das Kind *jetzt* tut, das gilt den Angehörigen als *Versprechen einer Kompetenz*, die sich einstweilen nur ahnen läßt oder in ersten, noch einfachen Realisationsformen produziert (Brinich, 1982). Die Zuschreibungshandlungen der Kreditierung stellen eine Selbstverständlichkeit des Alltags im Umgang zwischen Erwachsenen in Elternfunktion und Kindern dar und sind bekanntlich nicht allein auf die Eltern-Kind-Beziehung beschränkt (Dennett, 1981). Kreditierung ist als Etablierung einer Hoffnungsperspektive in der Kommunikation generell wirksam, Grund-



lage sowohl ermutigten Lernens, Ausprobierens und Durchhaltens trotz Rückschlags als auch Grundlage der Illusionsbildung. Die christliche Kultur hat das Bild vom Kind als Verheißung zu wunderbarer Sinnfälligkeit ausgeformt und großen Einfluß auf die weltliche Kultur ausgeübt. Das Prinzip elterlicher Kreditierung konzipiert das Kind als Werdendes. Dieses elterliche Beziehungsangebot inszeniert Entwicklung als Entfaltungs-, Optimierungs-, Reifungsprozeß.

Während die soziale Aktivität der Historisierung den Nachwuchs in eine geschichtliche Vergangenheit hinein verankert, verschafft ihm die Kreditierung eine Zukunftsperspektive. Beide stellen Grundformen der Einbettung dar, psychosoziale Grundbedingungen primärer Sozialisation. Beide Grundformen der Einbettung entfalten sich als spezifische Beziehungsstruktur. Der historische »Familienroman« wird also durch einen utopischen »Kindsroman« ergänzt. In beiden Fällen handelt es sich um narrative Strukturen, geflochten aus Dichtung und Wahrheit, kunstreich gefügt aus elterlichen Beziehungsangeboten an das Kind und erwarteten wie interpretierten kindlichen Antworten, später auch aus kindlichen Beziehungsangeboten und erwarteten wie interpretierten elterlichen Antworten.

Familienroman und »Kindsroman« besitzen außerordentliche Suggestionskraft. Sie modellieren Lebensentwürfe des Kindes, Entwürfe *kindlichen* Lebens, stellen in psychoanalytischer Perspektive, sofern es sich um gefällige Entwürfe handelt, beträchtliche Gratifikationen des Selbstwerts bei allen Beteiligten dar und begründen auf diese Weise ein starkes Motiv, das Erwachsenwerden nicht gerade herbeizusehnen, sondern die Situation des Kindes auszukosten, dem sich der elterliche Blick, die elterliche Bereitschaft, das Kind als Verheißung zu sehen, verschwenderisch zuwendet. Hier bildet sich Ambivalenz aus: Dem von Freud stark beachteten leidenschaftlichen Wunsch, größer zu werden, um selbst Vater- oder Mutterstelle einzunehmen, steht der Sog des Kind-Bleibens gegenüber – ewige Verheißung, ewige Hoffnung, ewiger Neuanfang, ewige Künftigkeit. Familienroman und Kindsroman sind prägende Modelle eines Lebens, das auf diese Weise Dimensionen des Vergangenen und des Zukünftigen erhält.

### Verweigerung

Es geht um eine Form des Kontakts mit dem Kind, der die Zukunftsperspektive ausspart. Die versorgenden oder beaufsichtigenden Personen ignorieren die Möglichkeiten des Kindes; sie tun das, wenn sie keine engagierte Verbindung zum Kind unterhalten. Die engagierte Verbindung zum Kind bindet sich zwar nicht an reale Elternschaft, aber es bedarf einer individuellen und um die Zukunft des Kindes besorgten Beziehung. Unter institu-

tionellen Bedingungen ist eine derartige Beziehung kaum wahrscheinlich; und dies ist durchaus keine Frage schulhaften Vergehens oder persönlichen Desinteresses der Betreuungsperson am Kind. Das Prinzip der Kreditierung basiert auf der Möglichkeit eines wenigstens abschnittsweise gemeinsamen Lebenswegs und auf der Sicherheit des Erwachsenen, über Ressourcen zur Förderung des kindlichen Potentials zu verfügen. Ist beides nicht gegeben, so stellt sich die um Kreditierung zentrierte Form der asymmetrischen Kommunikation gar nicht erst ein oder versandet. Das Kind lallt, das Gesicht mit freudigem Ausdruck der Mutter zugewendet, die mütterliche ZuhörerIn ruft entzückt: *O, du sagst ja schon Mama!* Dieser prototypische Akt der Kreditierung bindet sich an die mütterliche Bereitschaft, die noch wenig artikulierten Äußerungen des Kindes in bezug auf ein Künftiges zu hören, ein Künftiges, das auch für sie selbst von emotionalem Interesse ist, sie bettet die Lebensäußerung also ein in ein von ihr vorentworfenem emotionales Beziehungsnetz, in der selbstverständlichen Bereitschaft, die Äußerungen des Kindes weiterhin in der entsprechenden Art aufzunehmen (Dennett, 1981) und ihm den Charakter von Kompetenz und Vermögen zuzusprechen und aktiv zu fördern. Dies ist im Alltag leicht zu beobachten. Die entzückte Mutter, die sich vom Kind aktiv mit dem lieben Namen *Mama* angesprochen weiß, beginnt sogleich ein Spiel der Amplifikation: das Wort selbst in artikulierter Betonung wiederholend, in melodischem Singsang, etc. Die Mutter greift die vielleicht zufälligen kindlichen Lautäußerungen auf, führt sie weiter, baut sie aus, ist dabei mit dem Kind in engem körperlichem Kontakt.

Diese Spiele bleiben aus, wenn das *Kind als Fremdes* erlebt wird, müssen zwangsläufig ausbleiben, weil sich unter den Bedingungen des Fremdseins die Selbstverständlichkeit und Fraglosigkeit mentaler Zuschreibungsaktivität normalerweise minimiert. Ausbleibende oder verminderte Historisierung sowie ausbleibende oder verminderte Kreditierung bedeuten eine *primäre Ausgrenzung des Kindes aus der Kommunikationsgemeinschaft*. Das Kind ist dann nicht in eine familiäre Gruppierung eingebettet. Seine Existenz ist prekär, randständig, unintegriert. Die Begegnung mit dem Kind hat außerhalb der einbettenden Kommunikation keine Sprache, bleibt sozusagen mutistisch, wie in jener Sage vom Experiment des Kaisers, der hatte herausfinden wollen, welches die natürliche, nicht anerzogene Sprache der Kinder sei, und der sie zu diesem Zweck in Isolation halten und von Wärterinnen in gänzlicher Stummheit versorgen ließ. Die Sage läßt die Kinder sterben. Diese berühmte Geschichte kann als Gleichnis über die Bedeutung der Einbettung als Lebelement für den kindlichen Neankömmling verstanden werden.

Das Kind in der geschichtlichen Reihe auf der einen Seite, das namenlose Ausgesetzte auf der anderen; das Kind, dessen Lebensregungen

als Verheißungen begrüßt werden einerseits, dasjenige, dem kein liebevoll zukunfts- und hoffnungsbeflügelter Blick gilt, andererseits: Hier werden auf einer fundamentalen Ebene der Herstellung von Beziehungen zwischen Kind und Betreuungspersonen Entwicklungslinien vorgezeichnet, wird die Grundlage dafür geschaffen, ob eine Person im Prozeß ihrer Reifung von einer Basis der Zugehörigkeit ausgehen kann, ob sie sich als Individuum an einem geschichtlichen Ort versteht, als ein Wesen, das Resonanz und Antwort beim Gegenüber hervorruft, oder als einsam und echolos in einer unwirtlichen und undurchdringlichen Welt, die stumm bleibt und sich verschließt.

### Literatur

- Boothe, B. & Heigl-Evers, A. (1996). *Psychoanalyse der frühen weiblichen Entwicklung*. München: Reinhardt.
- Bowlby, J. (1975). *Bindung: Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung*. München: Kindler.
- Brazelton, T.B. & Cramer, B. G. (1990). *Die frühe Bindung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brinich, P.M. (1982). Rituals and meanings: The emergency of mother-child communication. *Psycho-Anal. Study Child*, 37, 3-15.
- Brissett, D. & Edgley, C. (Hrsg.) (1990). *Life as theater. A dramaturgical sourcebook*. New York: Aldine de Gruyter.
- Büttner, C. & Ende, A. (Hrsg.) (ab 1984 fortlaufend). *Jahrbuch der Kindheit*. Weinheim: Beltz.
- Dennett, D. (1981). Intentionale Systeme. In P. Bieri (Hrsg.), *Analytische Philosophie des Geistes* (S. 162-183). Meisenheim: Hain.
- Freud, S. (1918). *Aus der Geschichte einer infantilen Neurose*. *Gesammelte Werke* (Bd. 12).
- Laplanche, J. (1992). Deutung zwischen Determinismus und Hermeneutik. *Psyche*, 46, 467-498.
- Miller, L., Rustin, M. & Shuttleworth, J. (1989). *Closely observed infants*. London: Duckworth.
- Scholz, G. (1994). *Die Konstruktion des Kindes*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Spitz, R. (1976). *Vom Dialog*. Stuttgart: Klett.
- Stern, D. (1985). *The interpersonal world of the infant. A view from psychoanalysis and developmental psychology*. New York: Basic Books.

## **Fremde Mutter – fremde Tochter**

Gedanken zur Bedeutung der Fremdheit  
im weiblichen Individuationsprozeß

■  
Astrid Kloth

### Zusammenfassung

Anhand von aktueller Literatur und von Fallbeispielen wird versucht zu verdeutlichen, wie kompliziert bewußte und unbewußte Prozesse im weiblichen Individuationsprozeß ineinandergreifen und das Verständnis des »Fremden« verwirren können. Fremdheit auf der Ebene des Bewußten ist etwas Sichtbares, rational Vorstellbares und Faßbares, während Fremdheit auf der Ebene des Unbewußten allenfalls in Annäherung erfahren werden kann. Im psychoanalytischen Prozeß weiblicher Individuation, in der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung einer Analytikerin/Mutter-Analysandin/Tochter-Beziehung ist Raum für Fremdheit und Vertrautheit auf beiden Ebenen von großer Bedeutung, ohne daß es zu einer Verwechslung kommen darf.

### Bewußte und unbewußte Fremdheit im weiblichen Individuationsprozeß

Nie zuvor ist so viel über Subjektwerdung und Gefahren der Entsubjektivierung von Frauen für Frauen geschrieben worden. Als Psychotherapeutinnen stehen uns inzwischen eine Vielzahl von Konzepten zur weiblichen Entwicklung zur Verfügung. Wir sind mehr denn je herausgefordert, uns hinsichtlich unserer eigenen Wertvorstellungen, unserer eigenen weiblichen Positionen zu orientieren. Wir sind gefordert, über das uns Vertraute hinaus, Neues und Fremdes wahrzunehmen und in unsere theoretischen Konzepte wie auch in unsere Bilder von Weiblichkeit zu integrieren. Oder aber wir müssen uns fremd bleibendem Gedankengut, fremd bleibenden Vorstellungen einen Platz außerhalb unserer eigenen Person zuweisen. Die Nahtstelle zwischen Bewußtem und Unbewußtem, zwischen unseren vom sekundärprozeßhaften Denken getragenen Entscheidungen und primärprozeßhaften Einflüssen ist undeutlicher geworden. Der therapeutische Prozeß jedoch könnte durch Verwechslung der Ebenen gefährdet sein. Bell

(1996) vermutet wohl zu Recht, daß Fragen der weiblichen Entwicklung eng mit hoch besetzten Fragen über die Geschlechterdifferenz und die Bedeutung der Mutter für die frühkindliche Entwicklung verknüpft sind, so daß die Konzipierung und Auswahl der Konzepte mehr oder weniger von unbewußten Wertvorstellungen beeinflusst werden. Rohde-Dachser (1989) befaßt sich in verschiedenen Aufsätzen mit dem latenten Gehalt psychoanalytischer Weiblichkeitstheorien und stößt auf frappierende Widersprüche und Kluften zwischen bewußt intendiertem emanzipatorischem Charakter psychoanalytischer Theoriebildung und unbewußter Dynamik. So kann auch die Bewegung weg von der Bedeutsamkeit des Ödipuskonflikts und der durch die Macht des Vaters geprägten Beziehungskonstellation hin zur Konzentration auf präödipale Entwicklungen mit der Mutter auf dem Platz der Mächtigen, bewußt als Befreiung von Phallogentrismus gesehen werden. Sie kann aber auch eine unbewußte Gegenbewegung zur fortschreitenden Frauenemanzipation bedeuten. Die Frau favorisiert aus der Perspektive des Kindes zu betrachten, d.h. als mütterliches Objekt, bedeutet, sie nicht zugleich als weibliches Subjekt mit einer eigenen, nicht nur durch den Mann bestimmten Geschlechtlichkeit anzuerkennen. Mittel und Wege, mit denen sich Menschen die »Wirklichkeit« konstruieren, die für ihr inneres Gleichgewicht notwendig ist, entspringen nicht dem Bereich vernünftigen Denkens, sondern dem der Phantasie, die zum großen Teil unbewußt sind. In neueren Theorien über die Geschlechterdifferenz bleibt – wie Rohde-Dachser aufzeigt – eine Phantasie verborgen, die auf einer »(trotz Geschlechterdifferenz!) ungebrochenen Dyade mit dem Primärobjekt, ohne die trennenden Aspekte von Neid, Eifersucht und Schuld und ohne Angst vor Trennung« (Rohde-Dachser 1989, S. 140) beharrt.

Welch ein Spannungsfeld tut sich hier auf angesichts des gleichzeitig deutlichen Trends, die »gelungene weibliche Entwicklung« als eine durch Ablösung gekennzeichnete zu sehen. Auf diese Weise können sich Frauen heute, auch in der therapeutischen Situation, wie in einer »Double Bind-Situation« fühlen. Auf der bewußten Seite stellen der eroberte Raum für die autonome weibliche Entwicklung und die Möglichkeit, einen zum mütterlichen Leben alternativen Lebensentwurf zu gestalten, hohe Herausforderungen dar; auf der unbewußten Seite zerren die verdrängten Wünsche. Diese hochkomplexe Dynamik konstellierte ein Spannungsfeld bewußter und unbewußter Vorstellungen. Sie ist es wohl auch, die die widersprüchlichen Eindrücke verständlich macht, die mit Fragen der weiblichen Subjektivität bzw. ihrer Veränderung im Generationenkontext thematisiert und diskutiert werden. Es wird von einer völligen Auflösung tradierter Weiblichkeitsentwürfe zugunsten einer weiblichen Geschichte mit autonomen und sexuellen Strebungen gesprochen. Die Rehabilitation

des Weiblichen wird konstatiert. Sie findet ihren Niederschlag in der Psychoanalyse in einem profunden Bild weiblicher Einzigartigkeit (Bernstein 1996), das zum diffamierenden Freudschen Frauenbild in Kontrast gesetzt wird. Gleichzeitig aber werden ebenso mehr oder weniger unveränderte Verhältnisse beschrieben (Bjerrum Nielsen u. Rudberg 1996).

Bewußte Strukturen scheinen weitaus rascheren Veränderungen unterworfen zu sein als die tieferliegenden, direkter Einflußnahme nicht gut zugänglichen unbewußten Strukturen. Dies bedeutet aber auch, daß Weiblichkeitsentwürfe, insbesondere ihre symbolischen Repräsentationen heute weitaus vielschichtiger und vieldeutiger sind als zuvor. Zu meinen, es seien unsere Mütter, die fremdbestimmt und gefangen in männlicher Präsentation erscheinen, während wir, die Töchter, selbstbestimmt und im Genuß der uns erkämpften Rechte leben, wäre viel zu einfach und diene der Verleugnung von Konflikten im genannten hochkomplexen Spannungsfeld. Die Dynamik der Mutter-Tochter-Beziehung verlangt wohl in besonderem Maß Raum für Fremdheit und Vertrautheit sowie Beachtung der verschiedenen Ebenen, auf denen uns beides begegnet.

Auf der bewußten Ebene kann uns Fremdes faszinieren oder erschrecken, wir können es mögen, lieben, gleichgültig sein. Wir können es verachten, hassen und vieles mehr. Über das in diesem Sinne Fremde wird uns vor Augen geführt, was uns hinsichtlich unserer eigenen soziokulturellen Möglichkeiten neu, aber nicht unvorstellbar erscheint. Anders verhält es sich auf der unbewußten Ebene der Auseinandersetzungen, dem von PsychoanalytikerInnen favorisierten Feld therapeutischer Arbeit. Hier begegnen wir dem Fremden als dem Unbekannten i.S. des Unbewußten. Neue Frauenbilder, die wir vor Augen haben, auch wenn sie uns fremd erscheinen, sind doch solche, die uns bekannt sind. An Unbewußtes können wir allenfalls eine Annäherung erreichen, ohne es jemals zu Gesicht zu bekommen. Es bleibt gespenstisch, unheimlich.

Das wahrgenommene Fremde kann niemals das Unbewußte sein, »etwas dem Seelenleben von alters her Vertrautes, das ihm nur durch den Prozeß der Verdrängung entfremdet worden ist« (Kristeva 1989, S. 201). Erdheim nennt die Negation des inneren Bildes der Mutter bzw. ihrer Repräsentanz, die Vorstellung der »Nicht-Mutter«, »die Repräsentanz des Fremden« (Erdheim 1991, S. 166). An der Repräsentanz des Fremden haftet immer die ursprüngliche Trennung von der Mutter und bildet die Basis für die vielfältigen Bedeutungen, die das Fremde im Verlauf der Lebensgeschichte entwickeln kann. Erdheim (1991) beschreibt als eine Funktion der Fremdenrepräsentanz, die Aufnahme der abgespaltenen Teile zuerst aus der Mutterrepräsentanz, später auch aus der Selbstrepräsentanz. Diese Spaltung, die vorübergehend entwicklungsfördernd ist, kann, wenn sie als pathogenes Grundmuster psychischer Abwehr erhalten bleibt, die

Fremdenrepräsentanz zur Repräsentanz des Bedrohlichen machen. Die weibliche Entwicklung kann als bedrohliche Entwicklung erlebt werden, wenn z.B. von der Mutter abgespaltene Selbstanteile als in o.g. Sinne »fremde« Selbstanteile an die Tochter delegiert werden. Unser therapeutisches Ringen um weibliche Individuation zielt ab auf eine unermüdlich, immer wieder neu versuchte Annäherung an eine uns entfremdete Weiblichkeit im Begegnungsraum der Beziehung zwischen zwei Frauen, die gleichzeitig die Besonderheit einer Mutter-Tochter-Beziehung repräsentiert sowie deren gemeinsame und unterschiedliche Weiblichkeitsentwürfe. Diese Annäherung kann der bewußten Präsentation von weiblichem Leben im zeitlichen Kontext gemäß verlaufen oder aber spannungsreich entgegenstehen. Es ist bekannt, daß der Wunsch einer Frau, eine Tochter zu gebären, durch eigene Weiblichkeitsvorstellungen genährt wird und die Geburt einer Tochter geeignet ist, die Beziehung zur eigenen Mutter wiederzubeleben, sei sie nun gelungen oder auch nicht. In ihr erfährt die alte Beziehungsdynamik zwischen Mutter und Tochter eine Neuauflage mit jeweils der Chance, generationsübergreifende Tradierungen von Mutter-Tochter-Konflikten aufzulösen. Ob dies gelingt, hängt sowohl von den bewußt verfügbaren soziokulturellen Möglichkeiten weiblicher Entwicklung ab, als auch vom bewußt nicht steuerbaren Verlauf einer verwickelten Geschichte der Auseinandersetzung, die lange vor der Geburt der Tochter beginnt und über zwischen Mutter und Tochter ablaufende identifikatorische und projektive Prozesse durch die unterschiedlichen Lebensphasen hindurch fortgesetzt wird.

Mit Blick auf drei Generationen – Großmutter, Mutter, Tochter – soll im Folgenden das Spannungsfeld um die verschiedenen Ebenen des Fremden im weiblichen Individuationsprozeß veranschaulicht werden. Zunächst wird der allgemein geschichtliche Kontext für die einzelnen Frauengenerationen dargestellt. Anhand von zwei Fallvignetten wird dann die Bedeutsamkeit der Differenzierung zwischen den verschiedenen Ebenen, auf denen (vermeintlich) Fremdes erfahrbar wird, veranschaulicht.

### Frauengenerationen – Geschichte und Wandel

Noch immer haben wir als Therapeutinnen häufig mit Frauen zu tun, deren Mütter der sog. Kriegsgeneration angehören. Ihr inneres Frauen- und Mutterbild ist geprägt durch spezifische Ideologien und patriarchalische Weiblichkeitsentwürfe, die Frausein mit der Erfüllung einer sozialen Aufgabe gleichsetzen. Frauen dieser Generation konnten kaum Hoffnung haben, emanzipatorische Ziele, die sie sich mit der Frauenbewegung gesetzt hatten, zu erreichen. Sie verzichteten auf Subjektivität und blieben sich

selbst fremd. Vielfach findet sich sogar eine durch die spezifischen Belastungen nationalsozialistischer Schuld bedingte besondere Konservierung von Verkenning und Verfremdung, die »Frauensicksale« charakterisiert (Posner 1994).

Enttäuschte Hoffnungen von Müttern und deren spezifische Verarbeitung werden in der weiblichen Entwicklung der Töchter tradiert. Die Geburt einer Tochter zu Zeiten des politischen und wirtschaftlichen Aufschwungs und sich allmählich eröffnender neuer sozialer und kultureller Möglichkeiten für Frauen, ein Leben außerhalb des traditionellen häuslichen Rahmens zu gestalten, rührt bei Müttern an die Hoffnungen von einst. Für die Töchter könnte Wirklichkeit werden, was die Mütter bestenfalls schmerzlich verabschiedet haben, meist jedoch verleugnet und verdrängt. Auf diese Weise wird die Entwicklung weiblicher Subjektivität innerhalb der Mutter-Tochter-Beziehung zur Herausforderung für beide. Je starrer die mütterliche Verfremdung, je versperrierter der Zugang der Mutter zur eigenen weiblichen Geschichte ist (die fatalerweise eng verknüpft ist mit der deutschen nationalsozialistischen Geschichte), desto problematischer wird auch die Klärung der zwischen Mutter und Tochter ablaufenden projektiven und identifikatorischen Prozesse sein. Es ist eine Vielzahl von Ablösungsszenarien denkbar. Inwieweit Konflikte kreativ genutzt werden können, bleibt abhängig vom Bewußtheitsgrad, auf dem die Auseinandersetzung stattfinden kann. Sie ist immer durchzogen von tiefgreifenden Ambivalenzen und kann schwierig, fesselnd, bedrohlich, wie auch euphorisch und befreiend sein. Nicht immer gelingt es, Vertrautes schadlos zu verlassen, sondern dieses wird dann reproduziert. Bjerrum Nielsen u. Rudberg (1996) beschreiben ein bei diesen Töchtern häufig auftretendes »Syndrom des Nicht-Planens«. Sie sind (oft unterstützt von ihren Müttern) entschlossen, eine gute (Berufs-)Ausbildung zu erhalten, überlassen aber dennoch wichtige berufliche Entscheidungen dem Zufall und wissen nicht, was sie für sich selbst wollen. Sie zeigen ein bewußtes Abwenden von den mütterlichen Werten und setzen gegen deren Autoritätshörigkeit die Lust an der grenzenlosen Toleranz, z.B. in der Kindererziehung. Mit Verneinen der mütterlichen Werte und Verkehren ins Gegenteil bleiben sie jedoch unbewußt mit genau diesen identifiziert. Dogmen und Ideologien bleiben wirksam.

All dies konstellierte nun das Feld, in dem die nächste Generation, die der heutigen jungen Mädchen zu weiblicher Subjektivität gelangen möchte. Aus Untersuchungen geht als wesentliche Neuerung für Jugendliche heute hervor, daß die heterosexuelle Beziehungsform nicht mehr in dem Maß psychische Autonomie bedeutet wie noch vor einiger Zeit. Gleichgeschlechtliche Freund- und Partnerschaften werden bedeutsamer. Geschlechtsidentität ist in ihren soziokulturellen Möglichkeiten vielfältig-



ger und wird als wichtige Aufgabe im Leben einer jungen Frau wahrgenommen. Zwar gibt es nun die Möglichkeit, mit der Frage nach der Geschlechtsidentität vorübergehend spielerisch umzugehen und mehr auszuprobieren, doch die verbindliche Realisierung weiblicher Lebensgestaltung wirft nicht mindere Probleme auf. Auch heutige junge Frauen stehen im Spannungsfeld unbewusster Konflikte, bewusster Wünsche und soziokultureller Möglichkeiten, wenngleich auf neue Weise. Im Folgenden möchte ich anhand zweier Fallbeispiele meine Gedanken zur Bedeutung der Fremdheit im weiblichen Individuationsprozeß veranschaulichen.

### Beispiel 1

Zunächst berichte ich über eine Patientin, die 50jährig zu mir in Analyse kam, nachdem sie bereits mehrfach therapeutische Versuche in verschiedenen Therapierichtungen gemacht hatte, ohne mit sich selbst, ihrem eigenen (weiblichen) Wesen vertraut zu werden. Im anamnestischen Vorgespräch blickt sie auf ihr bisheriges Leben zurück und sieht sich in einem Gewirr von Sackgassen, die sie immer wieder an den gleichen vertrauten und dennoch fremden Ort zurückführen. Jetzt möchte sie sich mit Hilfe von Analyse orten. Sie denkt bei Analyse an eine Art »stilles Örtchen«, einen Ort der Besinnung, der Rückbesinnung auf die Vergangenheit. Als sie zu mir kam litt sie unter rezidivierenden Augenentzündungen, unter Atemnot und großer Vergeßlichkeit. Sie vermutete einen Zusammenhang zwischen ihrer Symptomatik und der nationalsozialistischen Vergangenheit ihres Vaters, die aufzuarbeiten ihr bewußtes Anliegen war. Die Stunde der Analyse sollte der Stunde 0 Bedeutung verleihen. Die Patientin klagte über »Null-Wissen«, ihre Erinnerungen seien wie »ein Loch«, sie schaue hin und sehe nichts. Vieles deutete darauf hin, daß es um Tabuisierung und Schweigen über bedrohliche Teile aus der Nazi-Geschichte des Vaters ging. Erstaunlich fand ich jedoch, daß die Patientin diesen Zusammenhang selbst so klar offenbarte. Sie hatte sich in ihrem Beruf als Bibliothekarin bereits intensiv mit diesem Teil deutscher Geschichte befaßt und auch die persönliche Vergangenheit des Vaters recherchiert. Das eigentlich Fremde, dem sie sich annähern wollte, um zu sich selber zu finden, mußte etwas anderes sein. Viel später fiel ihr ein, daß sie überall, wo sie hinkommt, immer erst die Toilette sucht, den Ort 00 als Ort der Intimität, der Vergewisserung über körperliche Integrität. Unbewußt ging es auch um weibliche Subjektivität, die verschwiegen blieb. Blindheit gegenüber den eigenen weiblichen Wünschen, Nicht-Wissen um die eigene Körperlichkeit hinterließ eine Lücke im Erleben der Patientin. In Beziehungen hatte sie immer wieder das Gefühl, »eigentlich nicht gemeint zu sein«, als Frau bedeutungslos zu

bleiben. Dies jedoch stand in eklatantem Widerspruch zu ihrem bewußten Leben, denn dort hatte sie sich »emanzipiert« und täuschte sich und andere über die tiefe Unwissenheit hinweg. Auch in mir wurden zunächst Phantasien ausgelöst, die um den gewichtigen Vater kreisten, den es im Übertragungs-Gegenübertragungsgeschehen einer Analyse zu überleben galt. Ich befaßte mich mit seinem Leben bis zur »Stunde 0« und danach und dachte nicht an die Geburtsstunde weiblicher Subjektivität. Kurz zog ich sogar in Erwägung, die Patientin zu einem mit der Thematik des Nationalsozialismus erfahreneren Kollegen zu schicken. Ich war als Frau für sie schon fast nicht mehr präsent. Im Eröffnungsszenarium dieser Analyse erlebte ich die Lücke der Patientin. Obgleich ich mich intensiv mit feministischer und psychoanalytischer Literatur zur weiblichen Entwicklung auseinandergesetzt hatte, fühlte ich mich hier als Frau nicht mehr lebendig, »null und nichtig« und entwickelte zunächst keine hoffnungsvolle Idee einer weiblichen Beziehung. Ich lief Gefahr, blind zu bleiben für die unbewußte Herausforderung, die die Patientin an mich stellte.

Der bewußte Auftrag, den sie mir gab (die Lebensgeschichte des Vaters vollständig zu erschaffen) und der unbewußte Auftrag (eine eigene weibliche Geschichte zu »gebären«) schafften von Beginn an eine Double-Bind-Konstellation im Übertragungs-Gegenübertragungsgeschehen, die sich schließlich über viele Jahre spannungsreich und verwirrend ausgestaltete.

Erst im Laufe der Analyse beider Beziehungsebenen konnte deutlich werden, daß die Patientin zwar im Laufe ihres Lebens zu einer sog. »emanzipierten Lebensform« gefunden hatte, sich aber fremdbestimmt und innerlich leer fühlte. Sie hatte sich nach außen hin, für alle sichtbar, vom traditionellen Frauenbild weit entfernt. Sie hatte ihre eigene weibliche Subjektwerdung versucht unter zu Hilfenahme von Frauenbildern, die der feministischen Bewegung entsprungen sind. Sie wurde selbst zur engagierten Feministin. Unbewußt aber blieb sie identifiziert mit einer entsubjektivierten Mutter. Während diese, verstrickt in die nationalsozialistische Machtstruktur, in phallogozentristischer Tradition bewußte und unbewußte Aufträge des Vaters zu erfüllen suchte, blieb das bewußte Bestreben meiner Patientin, eben diese Erfüllung zu verweigern und in »alles andere, nur nicht das gleiche« Bild zu schlüpfen. Der Zwang, keinen Platz einzunehmen, der die Existenz von Vater und Mutter, Abstammung, Generationenfolge, Vergangenheit und Tradition anerkennen könnte, der Zwang, all das in Vergessenheit geraten, unsichtbar werden zu lassen, ließ ihr keinen Raum zum Atmen, keinen Raum für die zur Subjektwerdung erforderliche Auseinandersetzung. Das »stille Örtchen« wurde zum Ort narzißtischer Regression, zum Ort der Vermeidung. So konnte es auch für die eigene weibliche Geschichte der Patientin keine Stunde 0 geben, sondern diese Ge-

schichte zeigte sich von Anfang an als verwickelte Geschichte der Auseinandersetzungen um entfremdetes Altvertrautes sowie »Pseudo«-Vertrautes Fremdes.

In psychoanalytischen Therapien mit Frauen geht die weibliche Subjektwerdung oft einher mit der einerseits schmerzlichen, andererseits befreienden Wahrnehmung einer »anderen« mütterlichen Geschichte. Es ist dies die Geschichte einer Mutter, die schon vor Lebensbeginn der Tochter existiert hat. Es ist eine der Tochter fremde Geschichte, die dennoch im töchterlichen Leben Spuren hinterlassen hat, die Vertrautheit bedeuten.

### Beispiel 2

Ich möchte dies nun noch anhand einer Fallvignette der heute 18jährigen Patientin L., verdeutlichen. L. ist seit ca. 3 Jahren bei mir in ambulanter analytischer Jugendlichkeitherapie. Schon als 9jährige wurde sie erstmals wegen Schulangst einer Kindertherapeutin vorgestellt und ca. zwei Jahre lang behandelt. Im Alter von 14 Jahren endeten die nach wie vor konflikthaften Schulbesuche in totaler Schulverweigerung. Hinzu kam eine schwere Eßstörung. Es wurde eine stationäre psychotherapeutische Behandlung erforderlich, während derer L. einen Suizidversuch unternahm. Nach ca. einem Jahr stationärer Therapie wurde mir L. mit einem resignativen Bericht angekündigt. Sie bekräftigte im Vorgespräch die Erfolglosigkeit und äußerte ihrerseits große Zweifel am Sinn weiterer Therapie. Es benötigte einige Zeit bis es möglich wurde, mit L. die unbewußten Gründe für das sich wiederholende Scheitern zu erarbeiten, das sie zum »hoffnungslosen Fall« zu machen drohte?

L. war das erste Kind zweier im schulisch-beruflichen Lebensbereich enttäuschter und enttäuschender Eltern. Die Hypothek, mit der sie belastet wurde, ist vielfältig. Ich möchte nur einige Fäden im Netz der Double-Bind-Botschaften skizzieren, die ihr unbewußt als Gefangenschaft auferlegt wurden, obgleich bewußt freiheitliche Erziehung, freie Entfaltung gefördert werden sollten.

Der Vater hatte eine für die Generation seiner Eltern übliche autoritäre Erziehung genossen, die jeglicher Einfühlung in seine ganz persönliche Wesensart entbehrte. Er hatte nie gelernt, seine Rechte zu vertreten und verschob dieses persönliche Anliegen auf den beruflichen Bereich. Seine Studienwahl Jura bedeutete Sehnsucht nach Freiheit und Hoffnung auf Lebensrecht. Er blieb enttäuscht, versagte in den entscheidenden Prüfungen. Die Mutter wagte es nicht, sich von ihren eigenen ebenfalls eher autoritären Eltern zu trennen und schreckte bereits vor dem Trennungsschritt des Abitur zurück. Sie delegierte diese Trennung an ihren akademischen

Ehemann und blieb aufgrund dessen ebenfalls enttäuscht. L., wenngleich zum Zeitpunkt der intensiven Auseinandersetzung mit beruflichen Positionen nicht erwartet, wurde doch willkommen geheißen als neuer Hoffnungsträger. Sie sollte in den Genuß von Freiheit und Recht kommen, »antiautoritär« erzogen werden und über ihre ganz besondere Entfaltung den Beweis für die in den Eltern schlummernden Potenzen erbringen. Sie sollte Größenphantasien verwirklichen, stellvertretend für die Eltern und erfuhr so massive Behinderung ihrer eigenen weiblichen Entfaltung. Im Raum scheinbar unbegrenzter Möglichkeiten fühlte L. sich eingesperrt in eine vertraute und dennoch fremde Welt – ein Erleben zum »Verrücktwerden«, ein Erleben voller Angst.

Trotz aller Vorbehalte entwickelte sich L. im Laufe der sich konstituierenden Übertragungs-Gegenübertragungsdynamik aus an gängigen Kriterien gemessener Sicht »erfolgreich«. Sie machte rasche Fortschritte sowohl in der schulischen als auch der persönlichen Entwicklung, was aber auf dem Hintergrund der Vorgeschichte etwas sehr Befremdliches an sich hatte. Die mir übermittelten Erfahrungen mit der Erfolglosigkeit der vorausgegangenen Therapien hatten mich sensibilisiert für das, was weniger sichtbar zu sein schien als der positive Prozeß erfreulichen Wachsens. Das eigentlich Fremde in der weiblichen Entwicklung und ebenso im dynamischen Geschehen von Übertragung und Gegenübertragung waren tiefe Kränkungen und Enttäuschungen. Sie gehörten der jeweiligen Geschichte von Mutter und Tochter an und wurden gemeinsam abgewehrt. Erst in Trennungssituationen verschafften sie sich dann eruptiv im alles Wertvolle zerstörenden Gefühl der Bedeutungslosigkeit Platz bis hin zu suizidalem Geschehen. In einem komplizierten und hochempfindsamen Prozeß ging es nun darum, die vertrauten, aber entfremdeten Kränkungen nicht nur wahrzunehmen, sondern ihnen auch den Platz zuzuweisen, der ihnen in der jeweiligen persönlichen Geschichte, eingebettet in den jeweiligen soziokulturellen Kontext gebührt. In diesem Prozeß hatte ein Traum von L. besondere Bedeutung. Sie träumt von einem Spaziergang mit ihrer Mutter, die noch viel jünger sei, nämlich 23 Jahre. Der geringe Altersunterschied zu ihr selbst erschreckt und erstaunt sie, überhaupt die Ähnlichkeit. Mit der Zahl 23 kann sie zunächst wenig anfangen. Doch plötzlich erkennen wir, daß die Mutter, 23 J. jünger, im Alter von L. heute war. Mit dieser einfachen und in diesem Moment doch so wertvollen Erkenntnis, öffnet sich für L. eine neue Welt. Die alte Welt der Mutter, in die sie nun blickt, wird allmählich zur ihr fremden Welt, die sie gehindert hatte, sich Eigenes vertraut zu machen. Es ist dieser unter Einbezug der unbewußten Vorgänge individuierende Prozeß, der L. zu einer von Mutter und Therapeutin unterschiedenen Tochter und Jugendlichen macht, die auch nach der Trennung Bedeutsamkeit behält, die fremd und vertraut sein kann.

## Literatur

- Bell, K.: Mütter und Töchter – die schwierige Balance. Forum f. Psychoanalyse 12 (1996), S. 128-141
- Bernstein, D.: Das weibliche Über-Ich: Eine andere Perspektive. Psyche 50 (1996), S. 616-643
- Bjerrum Nielson, H. u. Rudberg, M: Zur Frage der Geschlechterdifferenz. Weibliche Subjektivität und ihre Veränderung im Generationenkontext. In: J. van Mens-Verhulst u.a. (Hrsg.): Töchter und Mütter. Weibliche Identität, Sexualität und Individualität. Kohlhammer Stuttgart 1996
- Erdheim, M.: Zur Problematik der Imagines von Familie und Kultur. In: Ch. Borer u. K. Ley (Hrsg.): Fesselnde Familie. Realität-Mythos-Familienroman. Edition diskord Tübingen 1991
- Kristeva J.: Fremde sind wir uns selbst. Edition Suhrkamp Frankfurt 1990
- Posner, G.: Belastet. Meine Eltern im Dritten Reich. Gespräche mit den Kindern von Tätern. Verlag Das Neue Berlin 1994
- Rohde-Dachser, Ch.: Zurück zu den Müttern? Psychoanalyse in der Auseinandersetzung mit Weiblichkeit und Macht. Forum f. Psychoanalyse 5 (1989), S. 19-34
- Rohde-Dachser, Ch.: Abschied von der Schuld der Mütter. Praxis Psychoth.Psychoanal.34 (1989), S. 250-256
- Rohde-Dachser, Ch.: Unbewußte Phantasie und Mythenbildung in psychoanalytischen Theorien über die Differenz der Geschlechter. In: M. Mitscherlich u. Ch. Rohde-Dachser (Hrsg.): Psychoanalytische Diskurse von Freud bis heute. Verlag Internationale Psychoanalyse Stuttgart 1996.

## Entwirklichung – »Bis der Kreis sich teilt, in wahllos zerfallene Teilchen«

Das Interview mit Maile Ira Folwill führte Anne Marie Stein

### Zusammenfassung

Maile Ira Folwill hat nach dem Abitur Sozialarbeit studiert, mußte das Studium aber abbrechen. Nach einer langen Orientierungsphase absolvierte sie eine Bürolehre und später arbeitsbegleitend einen Schwesternhelferinnenkurs. Nach vielen Aufenthalten in Psychiatrischen Krankenhäusern seit dem 17. Lebensjahr ist sie derzeit berentet. Mit 42 Jahren hat sie gelernt, mit ihrer Krankheit zu leben. »Lyrik seit ich schreiben kann; Malerei seit 1976, Autodidaktin«, beschreibt sie sich selbst. »Sprache kann sich verflüchtigen, aber das geschriebene Wort nicht. Mit meinen Gedichten lasse ich tief in mein Inneres blicken. Der innere Dialog wird bei Veröffentlichung auch äußerer Dialog. Meine Bewegung soll bei anderen eine Bewegtheit bewirken. Mein Wort ist Annäherung, Sinnfindung und der Versuch, mit mir, der Krankheit und dem Menschsein zurecht zu kommen. Es ist Hoffnung auf Verstehen und Verstandenwerden.« Diese Selbstbeschreibung anlässlich einer Lyrik und Bilderausstellung trifft auch die folgende Beschreibung ihrer Selbstentfremdung in der Psychose, die ihr wie kaum einer Patientin gelingt.

*Wie hat sich die Entwirklichung bei Ihnen entwickelt; fing das schon früh an oder erst später?*

Ja, das ist jetzt eine sehr umfangreiche Frage. Ich denke mal, ich habe einige Zeichen schon als Kind und Jugendliche erlebt und merkwürdig wahrgenommen; ich kann mich genau erinnern, als ich in das Esszimmer gegangen bin zu Hause und gedacht habe, was ist das alles so merkwürdig, so unwirklich, so spielzeughaft. Ich habe gedacht, Mensch die Stühle, die könnten sich gleich verwandeln. Da hat sich natürlich nichts in der Richtung getan. Aber es waren so verschiedene Irritationen, wo ich einfach gemerkt habe, irgend etwas ist nicht in Ordnung. Die ersten Symptome die ich auch immer noch habe, bezogen sich eigentlich erstmals mehr auf dieses Fremdwerden mit dem Körper, auf Sachen, wo entweder das Körpergefühl völlig gefehlt hat, wo ich auch keine Schmerzen bei Selbstverletzung erlebt habe, wo ich das Gefühl hatte, ich bin gar nicht mehr, ich bin wie gestorben. Ich

habe Auflösungsgefühle, daß ich auf einmal denke, ich kann jetzt gleich nicht mehr aufstehen, oder ich zerfließe, oder ich bin gleich tot, ich werde gleich sterben und dieses Thema »Tod«, das hat mich eigentlich Jahre lang sehr intensiv beschäftigt. Ich habe dann mit 19 Jahren einen ganz schweren Selbsttötungsversuch gemacht. Und eigentlich konnte ich nicht erklären, warum. Ich konnte erst Monate später erklären, warum. Das hatte sich nämlich schon ganz stark manifestiert, daß ich also nicht nur mir Selbst gegenüber fremd wurde, sondern auch die anderen Menschen ganz komisch wahrgenommen habe, und das auch heute noch tue – also teilweise wie Wachfiguren, wie Schaufensterpuppen oder Puppen; irgendwie unecht, unwirklich. Ich hatte auch massive Lernstörungen, aufgrund dieser ganzen komischen Zustände und wollte deshalb eigentlich aus dem Leben gehen. Nur konnte ich dies niemandem so vermitteln. Und dann war schon bei der ersten stationären Aufnahme auch einiges: z.B. daß ich gedacht habe, mir zieht die Haut um die Nase rum, die Nase wird spitz, mir zieht die Haut an der Stirn, ich bekomme so ein Taubheits- oder so ein Dumpfheitsgefühl. Oder ich habe ein ganz massives, grelles Wühlen in den Gelenken, besonders in den Armgelenken.

*Also ich habe jetzt verstanden, daß das sich am Anfang vor allem auf Gegenstände bezogen hat, daß diese Fremdheitsgefühle vor allem den Gegenständen gegenüber eine Rolle gespielt haben. Und später ist dies dann stärker im Bereich des Körpers aufgetreten.*

Ja genau.

*Das war aber bereits bevor Sie die erste klinische Einweisung hatten.*

Ja.

### Traumzustand

*Es war ganz deutlich für Sie spürbar, daß sich die Wahrnehmung verändert.*

Ja, aber nicht so, daß ich es hätte genau angeben können. Ich habe eigentlich erst gemerkt, als ich ein bißchen aus dem Traumzustand wieder raus gekommen bin, daß das die totale Entwirklichung war, die mich eigentlich dahin getrieben hat, so etwas zu machen.

*Also in dem Traumzustand selbst war das für Sie Realität, was Sie erleben und auch gar nicht in Frage zu stellen.*

Das wurde von mir überhaupt gar nicht richtig in Frage gestellt. Ich hab mich immer nur gewundert und gedacht, was ist das alles so komisch. Ich

hab auch irgendwo gemerkt, daß ich überhaupt nicht in die Realität reingekommen bin, schon von Kind an, dann im Jugendalter – daß ich immer gedacht habe, wenn man Erwachsen ist, ist alles anders – und das Leben auch nie so gesehen habe, daß das so eine Folge hat, also wie man als Kind oder Jugendliche lebt. Und dann kam eigentlich der Zeitpunkt, an dem ich gedacht habe, jetzt ist es besser – mit Beginn der Pubertät. Da kam der totale Zusammenbruch. Ich denke mal, diese ganzen Denk- und Lernschwierigkeiten, die ich damals schon hatte, haben bestimmt ihren Grund auch in der verstörten Wahrnehmung. Das muß man sich einfach vorstellen, wenn man dann z.B. im Hörsaal sitzt und ist damit beschäftigt, zu sehen, daß man einigermaßen zurecht kommt und dann auf einmal bei den Menschen die Mäuler so extrem sieht, oder das Gefühl hat, man geht komisch, weil man Schwierigkeiten hat mit dem Boden.

*Sprechen Sie mit dem Hörsaal die Situation im Klinikhörsaal an?*

Nein, als ich selbst Studentin war.

*Mir fällt eine Situation ein, die Sie mal geschildert haben – dieses Erleben mit dem Wasserhahn. Sie haben geschildert, daß Sie einen Wasserhahn zu Hause hatten, und Sie haben den immer aufgedreht, und dann lief das Wasser raus, und es wurde immer stärker, um so weiter Sie es aufgedreht haben, und Sie wußten dann gar nicht, wie Sie ihn wieder zu bekommen. Sie haben weitergedreht, nach rechts und links, und der hörte nicht und hörte nicht auf. Dann kam Panik in Ihnen auf.*

Ja, vor allem, das war ja ein sehr großes Elternhaus, das ich hatte. Da gab es natürlich auch jede Menge Wasserhähne, die auf- und zuge dreht werden konnten. Ich habe überhaupt später mit Wasser und mit Geräuschen Schwierigkeiten bekommen. Ich wollte z.B. mal spülen, da wohnte ich noch zu Hause – ich bin mit 17 Jahren von zu Hause ausgezogen – und da habe ich diesen Wasserstrahl so angeschaut und immer gehört, »Du bist doof. Du bist doof. Du bist doof...« Und dann habe ich das allererste Mal einen totalen Schlag in den rechten Arm bekommen. Das war so, als hätte man mir da irgendwie Strom angesetzt. Eine Zeitlang war ich wie gebannt. Ich konnte weder den Wasserhahn ausstellen, noch die Gefühle und Gedanken wegbekommen. Es war dann später so, daß diese erst leichteren Körpermißempfindungen ganz schlimm geworden sind.

Ich kann mich erinnern, daß ich häufiger im Bett so einen »halluzinatorischen Sperrzustand« habe und ich dann nicht mehr unterscheiden kann, was ist jetzt wirklich wirklich. Wo sich Realitätswahrnehmung total vermischt mit irgendwelchen Halluzinationen –, wo ich dann im Bett liege und irgendwelchen »Stößen« ausgesetzt bin, irgendwelchen fiesen Gefühlen. Ich meine, man »schubst« mich so auf dem Bett; oder das Bett kippt



gleich oder man zieht mich aus dem Bett oder ich werde »angestuppt« und angesprochen. Das fühle ich dann in den Momenten richtig, teilweise wie von außen. In solchen Momenten habe ich z.B. das Gefühl, ich schreie ganz laut, und die Bewohner aus dem Haus stehen vor meiner Wohnungstüre. Es kommt Hilfe und irgendwann zwischendurch merke ich dann, »Nein! Nein! Es ist überhaupt niemand da«. Einmal stand an der Wohnungstüre ein weißer Turnschuh. Den habe ich so verkannt, daß ich gedacht habe, jetzt ist endlich eine Ärztin da, jetzt bekommst du geholfen. Oder ich meine bzw. spüre, da ist jemand im Zimmer, da geht jemand durchs Zimmer; z.B. meine Schwester und sagt: »Iß doch wenigstens 'ne heiße Suppe.« Das hört sich alles sehr absurd an. Aber es ist in Wirklichkeit ganz bedrohlich, ganz furchtbar. Die Stöße und das Gebanntsein machen es mir nicht möglich aufzustehen und das »Geschehen« zu durchbrechen bzw. abzubrechen.

*Wie geht es Ihnen im Moment, Frau Folwill? Wir haben das mit dem Interview ja auch gemacht, damit Sie nicht alleine mit diesen Antworten sind. Ich denke, ich muß etwas mehr Orientierung haben. (holt Notizen)*

### Entfremdung

*Ich möchte noch mal nach der Entfremdung fragen. Das ist so ein Punkt, an den ich denke, das ist noch nicht so ganz klar geworden, wie sich das gezeigt hat. Wie sind die Folgen des Traumzustandes?*

Das ist jetzt schwierig. In diesen Traumzustand bin ich erst eine Zeitlang später geraten. Ich denke, daß ich es als Kind einfach nicht geschafft habe, in die Realität zu kommen. Ich habe so vieles anders erlebt als z.B. meine Geschwister, habe oft meine Phantasie nicht ordnen können. Wenn wir z.B. mit unserer Mutter weggefahren sind, und alle sagten, – oh schön, guck mal da, guck mal hier – dann habe ich eigentlich immer gedacht, was haben die; also nicht was habe ich, sondern was haben die und habe die Leitplanken gezählt oder sonst irgendwelche Sachen gezählt, während des Autofahrens. Ich kam mir dann schon etwas anders vor, etwas merkwürdig. Ich habe eine ganz schwere Legasthenie gehabt, die Lese-Rechtsschwäche, die ja komischerweise gut auf die Behandlung bei einer Psychologin (die sich auf Legastheniebehandlung spezialisiert hat) angesprochen hat. Aber eben auch ihre Schwachstellen direkt wieder zeigt, wenn es mir nicht gut geht, d.h., daß mir die Sprache beim Schreiben wieder zerfallen kann, wenn ich akuter Symptomatik ausgesetzt bin. Diese Sprache zu erfassen, hat für mich eine große Rolle gespielt. Und ich denke heute, daß es bei uns zu Hause sehr schwierig war. Eigentlich haben sich unsere Eltern

zu wenig gekümmert. Sie haben teilweise gar nicht so mitbekommen, wie es mir geht. Ich kann mich z.B. erinnern, daß ich als Kind so lange im Bett »geschuckelt«, d.h. mit dem ganzen Oberkörper hin und her geschaukelt habe, bis ich einschlafen konnte, und also dann auch erst einschlafen konnte, wenn sich die links von mir liegende Wand zu mir ausbeulte und die andere Wand schräg war. Ich kann mich auch erinnern, wie wir abends oder nachts aus dem Fenster geschaut haben. Es war dunkel, und das Kinderzimmer hat sich im Fenster, wenn das Zimmerlicht an war, widergespiegelt. Schon da dachte ich manchmal, wie es wäre, wenn ich da jetzt raussteige.

*Ich finde Ihre Schilderung interessant, diese Schilderung am Anfang. Sie bezog sich wahrscheinlich auf die Natur, als sie mit Ihren Eltern und mit Ihren Geschwistern unterwegs waren.*

Auf Natur, ja, ja genau.

*Die anderen haben die Natur wahrgenommen und Sie haben die Leitplanken gezählt.*

Ja, und ich konnte das auch gar nicht richtig nachfühlen oder nachvollziehen.

*Da war so ein Bezug eigentlich zur Welt...*

...nicht richtig, ja

*... das zeigt eine ganz andere Beziehung zur Welt*

Ich konnte dann zwar ganz schöne Geschichten erzählen, erfinden, die alle ganz toll fanden, aber ich habe teilweise sogar als Kind schon gespürt, was noch alles auf mich zu kommt. Trotzdem habe ich gedacht mit dem Erwachsen-Werden würde es anders.

*Vielleicht war es eine Hoffnung, daß es mit dem Erwachsensein anders wird. Vielleicht war es eine Hoffnung. Auf der anderen Seite glaube ich, je bedrohlicher die Kindheit war, desto schwerer wird auch die Krise, die nachher auftaucht.*

*Sie haben einmal, diese räumlichen Verhältnisse in Ihrem Elternhaus geschildert, dieses Überangebot an Reizen, durch die räumlichen Gegebenheiten und auch durch Erfahrungen die Sie mit Ihrer Mutter gemacht haben.*

Was ich denke, was ganz eigenartig ist, wir haben ja früher als Kinder ganz viel gesungen, meine Zwillingsschwester und ich. Ob ich dabei »geschuckelt« habe oder nicht, ob wir da alleine im Kinderzimmer vergessen saßen, wir haben immer sehr viel gesungen, haben auch stundenlang auf der

Schaukel im Garten gesessen und dabei gesungen. Und es ist jetzt so, daß ich eigentlich seit Jahren immer vor mich her summe, und zwar sehr zum Ärger der Anderen aber es ist mir meistens in keiner Weise bewußt. Wenn es mir jemand bewußt macht, durch Räuspern oder so, dann werde ich ganz irritiert. Ich glaube, daß dieses Summen und Singen mir letztendlich überhaupt meine Identität, also mein »Da-Sein« gegeben haben und geben. Daß ich die ganze Zeit vor mich her summe ist sicherlich auch, um mich unbewußt zu Trösten und ein Gefühl dafür zu bekommen: Ich bin da. Ich bin überhaupt da.

*Ich höre mich.*

Ja, und das ist wie so ein kleiner »Übergangs-Rettungs-Versuch« zu früher hin, gerade wenn jetzt die Entwirklichung und Entfremdung so stark sind.

*Das hat ja zwei Aspekte, dieses Singen. Das eine ist, daß Sie gehört werden und das andere, daß Sie sich selbst hören. Als ob dann eine Verbindung wäre, zwischen Ihnen und der Welt und Ihnen die Gewißheit gibt, ich bin verbunden mit der Welt.*

Das Summen ist ein unbewußter Ablauf, der mir mein »Daseins-Gefühl« gibt. Nicht unbedingt im Kontakt zu Anderen, weil Andere das eher nervt – die hätten also sicherlich gerne eine andere Möglichkeit, Kontakt zu finden, als über mein »Gesumme«.

*Möchten Sie denn noch etwas zur Kindheit sagen, zu Situationen, wie sich das Ganze alles entwickelt hat?*

Also, das ist für mich jetzt ganz schwierig, da jetzt den Zugang zu dieser Kindheit zu bekommen.

*Wir können auch weitergehen, es dabei belassen.*

Ich war mit Sicherheit mit meiner Schwester mangelversorgt. Unsere Identität ist von Vater teilweise verleugnet worden, es wußten ganz lange viele nicht, daß mein Vater mit meiner Mutter drei Kinder hat. Ein Gefühl, das mir mein Vater vermittelt hat war z.B., ich brauche dich eigentlich gar nicht, was machst du hier überhaupt. Es war für meine Mutter eine totale Überforderung, drei Kinder zu haben, einen sehr schwierigen Lebenspartner zu haben und eine Arbeit, die sie sehr ausgefüllt hat. In mir ist nach und nach ganz viel gestorben, obwohl ich ein Kind war, das eigentlich immer so aufgestanden ist und »das macht mir schon nichts« dachte und Anderen immer so helfen wollte. Also, wenn ich mit meiner Schwester darüber rede, dann denken wir auch manchmal, so extrem wie das war, ist es kaum vorstellbar. Man hat sich nicht sehr fördernd mir gegenüber verhalten.

*Die Zuwendung war nicht so, daß Sie sagen könnten man hätte sich Ihnen ausreichend körperlich und gefühlsmäßig zugewendet. Sie waren viel alleine.*

Meine Mutter war froh, Zwillinge zu haben, weil wir uns gegenseitig helfen konnten. Wenn wir geschrien haben, hat halt eines von uns z.B. seinen Arm gehoben zur Anderen hin und dann war die Andere still, irgendwann haben wir so gut wie gar nicht mehr geschrien. Später dachte ich, was hat das zu bedeuten, wenn man nicht mehr schreit oder wenn nicht die Mutter kommt sondern ein Arm oder so. Das sind sicherlich Geschehnisse, die auch meine spätere Realität widergespiegelt haben, weil ich nämlich das Gefühl hatte und es ganz oft habe, daß entweder ich das gar nicht bin, die da redet und spricht und sitzt, sondern daß die Stimme klingt wie von der oder von dem; wie von Personen, mit denen ich z. B. gerade enger in Kontakt stehe. Diesen Stimmenklang, den ich dann habe, finde ich ganz oft im Radio wieder und denke dann: Aha, das hört sich ja an, als würde ich gerade interviewt. Also, daß ich mich teilweise nicht mehr abgrenzen kann – ja; und ein ganz starkes Gefühl bekommen habe auf der Erde deplaziert zu sein, da gar nicht hin zu gehören, nicht erdig genug zu sein, das Leben so zu schaffen, wie es sich gestaltet. Ja, und ich hatte auch große Identitätsschwierigkeiten, also daß ich mal sagen kann, das bin ich und das ist jetzt so, ist noch sehr schwierig.

Wer bin ich?

*Die Identitätsschwierigkeiten gehen ja auch, so viel ich weiß, sehr mit besonderen Körperwahrnehmungen einher, mit bestimmten äußeren und inneren Wahrnehmungsverschiebungen, daß Ihnen das Reale verloren geht. Also, das hat z.B. damit angefangen, daß ich nicht nur das Gefühl hatte, ich bin das gar nicht mehr oder ich bin wie gestorben, sondern ich hatte das Gefühl, ich bin wie so 'ne, wie soll ich sagen, ja Marionette. Stellen sie sich z.B. vor: Sie stehen vor einem Spiegel und sehen sich darin. Wenn Sie sich bewegen, spüren Sie sich und sehen sich gleichzeitig im Spiegel in Bewegung. Wenn ich in dem vom mir beschriebenen Fremdheitsgefühl bin (d.h. kein Körpergefühl habe) ist das so, als wären Sie die im Spiegel, also losgelöst von der Wahrnehmung der aktiven Bewegung. Anders gesagt: ein Spiegelbild kann sich nicht fühlen. Anfangs fehlte mir das Gefühl für die Arme, die Hände sind wie zangenartige Verlängerungen, alles gehört nicht richtig zusammen. Also, ich hatte nicht mehr so das Gefühl, die Finger, die Arme gehören zusammen, alles kann man brauchen, damit kann man zupacken, damit kann man das Leben meistern. Meine Entstellungen gingen bis zu dem Bild, ein Gorilla zu sein, das war ganz entsetzlich, das*

werde ich nicht mehr vergessen. Oder ich hatte noch Massageterminale offen, in einer mir vertrauten Praxis, und konnte mich da nicht hinlegen, ich fühlte mich wie ein Hühnchen, die Schultern und die Arme wie so Flügel von einem Hühnchen. Das war schon sehr extrem. Und was dann auch noch so eine Folge von dieser körperlichen Sache ist, sind die Selbstverletzungen, die autoaggressiven Handlungen. Z.B. habe ich oft ein ganz massives, grelles Wühlen in den Armgelenken, bzw. in der inneren Ellenbeuge, wo ich von außen dann Gegenreize setzen muß, z.B. ganz stark darauf schlage. Ich habe dann des öfteren in die Arme geschnitten, bei den Ellenbeugen, um zu sehen, was da so wühlt. Ich bin zwar, ich bewege mich zwar in der richtigen Welt, aber ich bin im Grunde genommen zu sehr in meiner eigenen Realität.

*Ich erinnere mich da an zwei Schilderungen von Ihnen. Einmal haben Sie mir etwas gezeigt, und zwar, Sie haben Ihre Hand an meine Hand gelegt und ich habe dann meine andere Hand genommen, habe den Zeigefinger und Mittelfinger zu einem V gespreizt und bin dann über diese beiden aneinander liegenden Hände drüber gegangen, rauf und runter. So, haben Sie gesagt, fühlen Sie sich. Und ich fand das so beeindruckend, weil dann der Eindruck entsteht, da ist etwas Lebendiges und gleichzeitig etwas nicht Lebendiges, also etwas Existierendes und etwas nicht Existierendes. Beides gleichzeitig. Und die andere Schilderung, die mir noch sehr eindrucksvoll in Erinnerung ist: als Sie mit der Straßenbahn fahren und Sie aussteigen wollten und da waren einige vor Ihnen und einige hinter Ihnen, und Sie sind dran an der Türe, wollen aussteigen und Sie sehen, daß der Bahnsteig sich bewegt, wie wenn der Bahnsteig fährt. Der Bahnsteig fährt oder der Zug fährt?*

Nee, ich wollte aussteigen, und an der Haltestelle hat sich der Boden bewegt, als ob er fährt bzw. fließt; und das hat es mir schwer gemacht aussteigen.

Sich nicht mehr auf sich verlassen können

*Also, das waren für mich sehr eindrucksvolle Schilderungen; wo ich mir auch vorstellen konnte, wie schwierig das sein muß, trotzdem etwas zu tun. Wenn ich das so vor mir hätte, würde ich sagen, das geht gar nicht. D.h., Sie arbeiten und entscheiden sich in Ihrer Reaktion gegen das, was Sie wahrnehmen.*

Es ist halt so, daß diese inneren Vorstellungen, diese ganzen Verkennungen, zwar ganz massiv in meinem Leben eine Rolle spielen, aber, daß ich letztendlich einfach immer wieder versuche, mir gut zuzureden und mir

auch Mut zu machen. Weil, wenn ich jetzt also die Realität, die ich fühle, leben würde, gäbe das sicherlich eine Katastrophe. Und ich kann z.B., wenn ich mich so entstellt fühle im Gesicht; wenn die Augen nicht mehr geradeaus gucken können, daß alles verzogen ist, daß alles runtergerissen ist, daß ich auf der Straße kaum gehen kann, man zerrt mich so, man reißt mich so nach rechts oder, daß ich das Gefühl habe ich werde »angestupst« oder es zieht mich jemand an den Haaren (obwohl niemand hinter mir ist); kann ich mich trotzdem noch beschwichtigen. Aber ich kann mich kaum auf mich verlassen. Z.B. bei den Personenverkennungen, kann ich mich überhaupt nicht auf mich verlassen. Ich gehe durch die Straßen, denke oh, das ist ja der oder das ist ja die und dann sind die es gar nicht. Früher bin ich immer hin, hab' hallo gesagt, oder habe dann noch mal geguckt und noch mal geguckt. Teilweise passierten auch ganz unwahrscheinliche Sachen, daß ich gedacht habe, Mensch, da ist mein Vater ja mit einem Hund, der hat doch solange keinen Hund mehr und dann war das gar nicht mein Vater. Und das ist nämlich ein Punkt; erst hat sich das mit den Verkennungen nur auf die anderen Menschen bezogen. Dann hat sich das übertragen auch auf mein Gesicht und den Körper, daß ich nicht mehr in der Lage war, überhaupt den Körper oder das Gesicht noch richtig zu erfassen, daß ich das Gefühl hatte, ich habe keine Füße mehr. Ich bin eigentlich gar nicht mehr richtig. Wie man so sagen würde, »Ich bin kein richtiger Mensch«. Und für die Anderen ist es so, die erleben mich, erleben mich auch teilweise sehr angestrengt aber auch konzentriert und können zu meinem Leidwesen eben nicht so ganz genau nachvollziehen, wie das eigentlich ist, wie ich mich eigentlich fühle.

*Wichtig scheint mir noch die Frage, wie Sie sich innerlich und äußerlich fühlen, und wann die Beschwerden jeweils zugenommen haben. Gibt es auslösende Momente, die Sie erkennen, gibt es so Momente, wo es schlimmer wurde?*

Ja, wenn Sie es ganz differenziert fragen.

### Den Körper begreifen

*Also, wie ist das mit der inneren und der äußeren Wahrnehmung des Körpers? Sie haben ja jetzt hauptsächlich äußerliche Wahrnehmungen geschildert, z.B., ich fühle mich gestupst, angestoßen und verzerrt. Wie ist es mit der Wahrnehmung des inneren Körpers, wie fühle ich mich im Magen, wie spüre ich mein Herz, wie spüre ich den Atem, das wäre so das Innere, wie ist es im Mund?*

Was innerlich ganz extrem abläuft, das sind so Strömungen, z.B. Störun-

gen wo es hin- und herzieht, teilweise auch so wellenförmig. Oder manchmal wird es mir auch ganz übel vom Magen her. Ich habe dann das Gefühl, ich habe den Magen vollgefüllt mit lauter Medikamenten, wobei ich sagen muß, das ist angeknüpft an eine Erfahrung, als ich selbst mit 19 Jahren 125 Tabletten geschluckt habe, die waren in Saft aufgelöst. Die habe ich also aufgelöst getrunken. Oder ich habe mal gemeint, mein Hals sei voller Perlen. Oder ich habe gar keinen Magen. Ich nehme das Essen in den Mund, es schmilzt weg, aber der Magen füllt sich nicht, da kommt nichts rein und parallel habe ich so ein »Lungenbrennen«. Spätestens eine Stunde nach dem Essen habe ich ein Gefühl, als hätte ich schon tagelang nichts mehr zu essen bekommen. Es fällt mir überhaupt schwer, den Körper zu begreifen und zu akzeptieren. Das hat sich aber ein bißchen gebessert, ich weiß nicht, ob das dahin gehört, z. B. mit dem Körpergefühl und dem Verbunden-Sein mit dem Alltag, ob das zusammen paßt; Körperpflege und so.

*Natürlich, natürlich gehört das mit dazu. Wie ernst nehme ich meinen Körper, wie nehme ich ihn eigentlich wahr in seinem Bedürfnis, gewaschen zu werden. Oder ich möchte gut riechen. Das sind ja Bedürfnisse, die wachsen in uns. Die Frage ist, wie ist das für Sie?*

Ich kann mich an Zeiten erinnern, in denen ich es ganz schwer hatte, mich zu waschen, besonders auch, die Haare zu waschen. Da kam einfach kein Wasser dran. Während ich mir die Haare wusch, hatte ich entsetzliche Angst, ich würde die Haare gleich alle in der Hand haben, abgelöst von der Kopfhaut. Dann kam noch das Fönen dazu. Bei bestimmten Geräuschen oder in bestimmten Geräuschen nehme ich so Sachen wahr: Laute, Flehen, Stöhnen oder ich werde gerufen. Ich kann bis heute auch nur schwer Staubsaugen, wegen der komischen Geräusche. Das macht mich ganz, ganz unruhig. Was ich sehr schön finde ist, daß ich es doch mittlerweile ganz gut schaffe, also meine Anzietsachen in Schuß zu halten, mich abends wirklich Auszuziehen und dann erst ins Bett zu legen, daß ich mir regelmäßig die Zähne putzen kann und ähnliches. Es ist so, daß diese Schrecknisse z.B. mit dem Äußeren und dem Spiegel, daß die schon sehr massiv noch da sind, und daß ich mich manchmal auch anschau und denke ... Nee. (lacht) Ich habe gestern Besuch gehabt, von einem guten Freund, der hat drei Töchter. Und dann habe ich eine Zigarette geraucht, und dann sagte die eine zu mir: »Ach du rauchst Zigaretten!«; sage ich: »Ja«; sagt sie: »Ach, deshalb siehst du so krank aus.« (beide lachen). Also, auch wenn man oft sagt, man merke es mir nicht so an, ich selbst merke es ganz extrem. Wobei es dann aber auch Tage geben kann, an denen ich denke, nee... so schlimm ist das ja gar nicht. Ich denke manchmal, daß ich mich irgendwie immer noch nicht richtig hab'. Dann können meine Vorstellungen so massiv sein, teilweise auch halluzinatorisch sein, daß ich mich unterschiedlich sehe und

auch irgendwie die Kontrolle verloren habe. Z.B. beginne ich manchmal ganz angespannt zu gucken, oder ich grimassiere und denke dann auf einmal, Ira, laß doch locker, laß doch locker, laß doch locker.

*Ich würde ganz gerne noch mal darüber reden, was Ihnen geholfen hat, und was heute schon sehr viel besser geht als früher. Sie haben ja ganz viele Fortschritte gemacht. Sie können heute sagen, das hätten sie vor einiger Zeit noch nicht so fühlen können und heute geht es. (Frau Stein und Ira überlegen eine Interviewunterbrechung. Frau Stein erkundigt sich liebevoll nach Iras Befinden.) Wir kennen uns ja jetzt seit ca. 5 Jahren, seit Ende 1991. Wenn ich an den Anfang denke, die Zeit, in der ich Sie kennenlernte und heute, ist da ja sehr viel geschehen. Da hat sich sehr viel verändert.*  
Ja.

### Selbststeuerung

*Ich erlebe daß Sie heute sehr viel mehr in der Lage sind, das steuern zu können; zwar nicht immer, aber doch häufiger.*

Ich kann viel mehr in mir behalten. Es war ja so, als ich mit den ganzen Symptomen konfrontiert wurde, als es anfang sich zu häufen, die Verkennungen, die Fremdheitsgefühle, die Wahrnehmungsstörungen, da war ich doch teilweise sehr irritiert und auch chaotisch. Also, da habe ich dann auch teilweise spontan reagiert. Ich habe das Glück gehabt, daß ich zwei Jahre in Stuttgart-Sonnenberg bei einer Psychagogin Therapie hatte, stationär. Die hat eine ganz schwere Sache mit mir durchkämpft. Ich habe da auch gelernt, Zusammenhänge zu sehen und mein Verhalten mehr zu ordnen. Manchmal bedrückt es mich, daß ich das alles so im Griff habe, weil ich mir manchmal so übersteuert vorkomme und denke, »Mensch, könntest du doch ein bißchen spontaner reagieren«. Andererseits gab es auch so Zustände, gerade auch bei Selbsttötungsversuchen oder auch auto-aggressiven Versuchen, wo ich gedacht habe: Was machst du da eigentlich? In diesem Traumzustand habe ich dann Sachen gemacht, von denen ich selber ganz irritiert war. Und gedacht habe: Mensch, was machst du da mit den Tabletten, das ist doch – noch eine und noch eine und noch eine? Ja und auf einmal hatte ich soviel intus, daß es lebensbedrohlich war. Das ist nicht nur ein Neben-sich-Stehen, so ein Traumzustand. Ich habe dann ein ganz anderes Grundbewußtsein, vom Leben und Fühlen und – ich denke, daß ich so zwanghaft geworden bin, das ist auch ein Teil, Sachen zu ordnen und Sachen ins Bewußtsein zu kriegen. Also ich bin ja hier mit der Wohnung sehr beschäftigt, bis ich sie verlassen kann. Andererseits gehe ich solange herum und fasse solange die Kerzendochte an und gucke solange die



Aschenbecher an, usw., bis ich das in meinem Bewußtsein habe, weil ich auch das Gefühl habe, mein Bewußtsein, mein Bewußtsein rutscht mir weg. Oder wenn ich z.B. draußen rum gehe, daß ich das ganz schmerzlich erfahre, wie außen ich eigentlich bin, daß ich so oft denke, könnte ich doch nur normal leben und nachempfinden wie die anderen. Ich merke genau, daß ich davon so weit weg bin, weil ich vieles überhaupt nicht nachvollziehen kann. Ich stelle mir immer wieder die Frage, ob ich ein richtiger Mensch bin. Und dann sage ich mir: ja, das ist eben meine Art von Leben. Wenn sich das allerdings sehr ausbreitet in die Umgebung, dann kann schon mal alles sinnlos und schwierig werden. Aber inzwischen habe ich auch dann noch Rückzugsmöglichkeiten.

*Was heißt das: Rückzugsmöglichkeiten?*

Ja, was heißt das? Z.B. sich bestimmten Sachen einfach mal zu entziehen. Eben mal nicht einkaufen zu gehen, wenn man ständig das Gefühl hat, man bekommt nicht das richtige Wechselgeld oder – ich meine, einerseits bin ich glücklich, mit diesen Alltagsproblemen gut klar zu kommen, mit dem Wäschewaschen, mit dem Putzen, mit dem Aufräumen, mit dem Einkaufen, aber andererseits ist es eben auch sehr anstrengend für mich. Was andere so nebenbei machen, ist bei mir schon ein ganzes Stück schwieriger. Ich glaube aber auch, wenn man sich so überlegt, wenn man jetzt ein normaler Mensch ist und käme sich auf einmal vor wie zwischen Wachs- oder Porzellanfiguren oder wie Schaufensterpuppen auf einer anderen Ebene, in einer anderen Welt, in einer anderen Wirklichkeit, könnte man wahrscheinlich auch nicht mehr so gut Einkaufen gehen, und ich hatte das anfangs ja so schlimm, daß ich plötzlich einen Schlag kriegte in den Arm, und mir fiel die Tasche hin, mitten auf der Straße und das nicht nur einmal, und die Flaschen waren kaputt.

*Also kann man sagen, manchmal hilft es auch, wenn man sich zurückziehen kann.*

Wenn man sich zurückziehen kann, wenn man keine ganz dringenden Anforderungen hat und sagen kann, o.k., ich bin halt nach zwei, drei Stunden erschöpft, ich darf jetzt Ruhe haben und mach dann später noch mal was. Daß man diese Begrenztheit nicht verachtet, sondern daß man diese Begrenztheit eben beachtet und sich dementsprechend verhält.

*Um sich die Anforderungen des Lebens in kleineren Schritten zu ermöglichen und sich denen zu stellen?*

Und das ist ja auch mit ein Grund, warum ich nicht mehr arbeiten gehe, damit ich da wirklich schauen kann, weil die ganzen Verschlimmerungen der Krankheit, die ganzen Extreme von der Krankheit, die muß letztend-

lich ich aushalten. Und da ist es einfach so der bessere Weg. Ich denke auch, das spürt man als Gegenüber, daß da eine Angespanntheit ist, eine relativ schnelle Erschöpfung. Ich bin froh, daß ich es mir eingestehen kann, weil ich früher immer dachte, Du mußt noch das und dies machen und immer noch gedacht habe, es ist zu wenig.

## Therapien

*Was sind denn die Erfahrungen, die sie mit Medikamenten gemacht haben in bezug auf diese Fremdbeitungsgefühle: daß Sie ein Stück weit entlastet werden konnten, ein Stück mehr Realität erfahren konnten?*

Ja, die wichtigste Frage ist eigentlich, inwieweit ich überhaupt Einfluß habe. Ich erlebe das so, daß man mit Medikamenten eine ganze Menge helfen kann. Ich bin auch eine von den Patientinnen, die die Medikamente als Segen ansehen, die einem die quälenden Gefühle und Vorstellungen und Gedanken nehmen können oder zumindest doch sehr stark eindämmen können. Ich habe nur immer noch die Hoffnung, daß es vielleicht irgendwann mal ein Medikament gibt, was mehr in diese Entwirklichung, in diesen Traumzustand greift, einem die körperlichen Schwierigkeiten erleichtern hilft, auch daß man wieder klarer wird. Das habe ich durch Medikamente nur teilweise erreicht. Ich habe viele Medikamente ausprobiert seit ich 17 bin. Jetzt bin ich 42. Ich habe viel Glück mit den ganzen Langzeitstörungen, die auftreten können, die aber bei mir nicht aufgetreten sind. Ich denke auch, ich wäre mit Sicherheit schon ganz zerfallen, wenn ich auf der einen Seite die Medikamente nicht gehabt hätte und auf der anderen Seite diese vielen vielen Therapien und positiven Zuwendungen; auch das Vertrauen in mich, daß ich mich anstrengte und daß ich dazu beitrage, was ich beitragen kann und daß ich immer wieder Menschen gefunden habe, die mir ein Stück Weg zeigen, auch wenn ich manchmal noch gar nicht weiß, wie. Und daß ich im Laufe der Jahre ein ganz anderes Lebensgrundgefühl bekommen habe. Nicht mehr alles so konfus, so chaotisch und furchtbar. Es ist einfach so, ich kann das gar nicht anders machen als es zu mischen, diese innere und äußere Realität.

*Welche Therapien haben Sie denn gemacht?*

Ja, ich habe eine ganze Menge Therapien gemacht, also das ging über Gesprächspsychotherapie bis hin zu verschiedenen Körpertherapien, Bewegungstherapie und Sport, Körperwahrnehmungsübungen, stationär diese Gruppen, die man da so hat, ganz verschiedene stationäre Klinikaufenthalte, ja und z.B. dann auch KBT (Konzentrierte Bewegungstherapie). Außerdem kann ich durch Schreiben von Gedichten und Malen sehr viel

Inneres ausdrücken. Zur Zeit bin ich seit einigen Monaten Patientin der Psychiatrischen-Universitäts-Tagesklinik, d.h. in teilstationärer Behandlung. Und ich habe auch versucht, mich nicht nur in therapeutischer Richtung zu interessieren. Ich habe mich z.B. für zwei intensive Fortbildungen für Schwesternhelferinnen angemeldet, damit ich einen Sinn und Zweck habe in meinem Leben.

*Eine Aufgabensuche?*

Ich denke mal, ich bin als Kind vernachlässigt worden und habe nicht in die Realität gefunden. Ich bin nun mal auf der Welt, ich will mich auch nicht wegnehmen. Ich will solange leben, wie ich zu leben habe. Ich mußte aber viel konstruieren, um überhaupt klarzukommen. Ich würde am liebsten mal mit jemandem eine Woche tauschen, um zu erfahren, wie anders das sein kann. Zwischendurch erlebe ich auch, wie anders das sein kann. Das ist in der Tat ganz anders, einfach schöner. Man muß nicht soviel hinterfragen, nicht soviel erklären und sich beschwichtigen. Ich bin halt total glücklich und dankbar, daß ich nicht ganz zerfallen bin.

*Das ist eine Situation, die wir gemeinsam in der KBT erlebt haben, als wir mit dem Gesicht gearbeitet haben?*

Ja. Das war das erste Mal nach langer Zeit, daß wir mit dem Gesicht gearbeitet haben, mit Fühlen, erst mit einer Kugel oder so und dann mit den Händen. Und dann habe ich die Augen aufgemacht, habe mich umgesehen, bin auf Sie zugegangen Frau Stein, und habe gesagt, jetzt sehe ich Sie das erste Mal so, wie Sie wirklich sind. Da war ich total glücklich, da war ich total glücklich und bin auch durch die Gegend gegangen und hab' so das Gefühl gehabt, ich erfasse mich auch viel besser. Ich konnte danach die Menschen und alles um mich herum ganz real wahrnehmen. Das hielt auch einige Zeit an. Also ich hab eigentlich schon auch ein bißchen Angst zuerst gehabt, aber im Grunde genommen war das zu dem Zeitpunkt genau das richtige, weil das einfach eine riesige Entlastung ist.

*Es ist dann in solchen Situationen so, daß weil Sie berührt werden, Sie sich deutlicher spüren.*

Ja, ich begreife den Körper anders. Wenn ich mich selber aber irgendwie drücke ist das was ganz anderes. Das ist wahrscheinlich das, was die Ira nicht will, weil die Ira das immer mußte und die Zuwendung von außen nicht gekriegt hat, nicht? Das ist so, daß die Ira dann will, so, das muß jetzt von außen kommen und alles andere ist Frust.

*Ja, das war für mich damals ein Versuch. Als Sie sagten, sie könnten sich im Gesicht nicht wahrnehmen, das Gefühl fehlt, sie fühlen sich so entstellt, da*

*habe ich Ihnen das Angebot gemacht, wir könnten es probieren. Das ist der Vorteil, daß wir uns schon lange kennen, wir sind einfach offen gewesen, es auszuprobieren, und Sie sagen, wenn es nicht geht. Ich war erstaunt, welche positive Wirkung das hatte. Ich bin dann erstmal mit der Kugel, mit einer kalten Kugel über Ihr Gesicht gegangen, weil Kälte Ihnen immer so gut tut. Dann kam auch die direkte Berührung. Daß Sie das zulassen konnten, hat mich sehr verwundert. Das war nicht klar für mich, vor allem im Bereich des Gesichts. Wir kennen uns schon lange und das hat lange gebraucht, bis Sie Berührung überhaupt zulassen konnten. Es ist schön, daß es heute geht. Dazu haben wir ganz viel Beziehung gebraucht.*

Ja, oder z.B. daß ich kommen kann in die KBT und sagen kann, ich weiß nicht, ich habe meine Stimme nicht, ich spreche so eigenartig, wie der oder wie die, daß wir dann eben so rum quäken und stöhnen und quieken und lachen. Das ist für mich auch dann wie eine Befreiung, weil ich hinterher wieder das Gefühl habe, das bin ich jetzt. Es ist dann nicht nur so, daß diese Stimme, die ja relativ abstrakt ist, besser wieder da ist, sondern das ganze Körpergefühl wieder positiver wird.

*Ja, dafür gibt es ganz viele Beispiele.*

## Die Begegnung mit dem Anderen

Ursula Plog

### Zusammenfassung

Psychiatrisch-psychotherapeutisches Arbeiten setzt die Bereitschaft zur Begegnung mit dem Anderen voraus. Die Autorin beschreibt die Annäherungen an diese Begegnung: Die Begegnung mit dem Fremden psychisch Kranker, insbesondere Psychosekranker, ist über die Einfühlbarkeit von der eigenen Person her möglich. Der Andere darf dabei weder in das eigene Denken vereinnahmt oder mit ihm identifiziert werden noch soll die Andere in ihrer Fremdartigkeit ausgegrenzt und abgelehnt werden. Durch inneres Suchen wird das Andere in der eigenen Person entdeckt und somit die Begegnung möglich gemacht. Notwendige Voraussetzung ist die Offenheit für das andere Sein.

Der Anlaß, der mich dazu gebracht hat, mich mit dem Fremden, dem Anderen zu beschäftigen, war eine Tagung in Bad Boll im Herbst 1995. Dort trafen sich Helfende und therapeutisch Arbeitende, die sich diesem Thema nähern wollten. Dabei stellte sich die Frage nach den Grenzen des Verstehens und nach dem Umgang mit dem, was dann kommt, was das Fremde ist, als zentral heraus. Zunächst erinnerte ich mich an Bürger-Prinz und dessen Wort vom »Inkapablen«, vom Unverständlichen. Ich erinnerte mich an seine Aversion gegen jede Form der Psychotherapie; sie versuche, den Anderen zu erklären, zu fassen, sie lasse ihm das »Inkapable« nicht. Gleichzeitig erinnere ich mich, daß es eine Begründung gab für den Mord an den Juden, für den Mord an den psychisch Kranken, die hatte mit der Fremdartigkeit dieser Menschen zu tun, mit ihrer Andersartigkeit. Sie waren der ganz Andere. Bei den psychisch Kranken waren die Menschen mit psychotischen Erkrankungen, vor allem mit schizophrenen Erkrankungen die ganz Anderen. Zu anderen Zeiten waren es die Fahrenden, die Hexen, auch schon die Juden, die Zigeuner, die Barbaren, die für eine jeweilige Gesellschaft zu den Anderen, den Fremden wurden und die entsprechend von Ausgrenzung und oft von Ausrottung bedroht waren.

## Die gewonnene Nähe zum Anderen

Ein Anliegen mit dem »ganz anderen« Psychiatrie-Buch »Irren ist menschlich« war es 1976, dieses ganz Andere, das Fremde, das psychisch Kranke in seiner Einfühlbarkeit zu beschreiben, jedoch nicht vom Anderen, sondern von mir selbst her. Der Einbruch der psychischen Erkrankung für den Menschen hat diese Qualität des ganz Anderen, des Fremden. Der Andere ist nicht der, den ich verstehen kann, ich kann nur versuchen, mich selbst zu verstehen, ich kann versuchen, das, was der Andere in mir auslöst, zu benennen. Vorausgegangen war die Lektüre von Grassi. In einem philosophischen Essay weist er darauf hin, daß es nie gelingen kann, beim Anderen anzukommen. Levi-Strauss beschreibt in den »Traurigen Tropen«, mit wieviel Angst, Entsetzen, Ekel er Fremden begegnet. Und Devereux hilft wahrzunehmen, welche Angst, Beunruhigung, welche Wut Menschen erleben, wenn sie Fremdem, Anderem begegnen. Also versuchen wir, die Angst und Beunruhigung als Ausdruck der Begegnung mit dem Anderen zu fassen, die nicht dazu führen sollten, sich vom Anderen als ängstigendem, beunruhigendem abzuwenden, sondern dazu, »bei sich« zu gucken, welche fremden Anteile im eigenen möglicherweise berührt wären. Dies ist die Bewegung der Suchhaltung: ich gehe in mich, finde gewissermaßen den Reflex des Anderen in mir, ich teile mit, was ich entdecke und stoße so eine Begegnung an.

Der Andere kann sich auf den Weg machen, sich verstehen zu wollen, weil er sich nicht mehr allein weiß. Das Ziel oder der Wunsch der Begegnung nach Martin Buber ist, eine gleichberechtigte partnerschaftliche, wie man heute sagt reziproke Beziehung zu haben.

Mit dieser Wendung sollte es möglich werden, die psychisch Kranken aus der sie isolierenden und vernichtenden Andersartigkeit und Fremdartigkeit heraus in die Gesellschaft hereinzuholen. Ich frage mich, ob dieser Schritt einer nochmaligen strengen kritischen Prüfung standhält. Er impliziert nämlich, daß der Andere nicht wirklich ein ganz und gar Fremder, sondern im Grunde doch ein mir Gleicher sei. Dem aufgehobenen Fremdsein scheint eine verstohlene Angleichung anzuhafte, die dem Anderen nicht sein radikales Anders-Sein läßt. Diese Kritik ist angeregt durch die Lektüre von Lévinas' »Humanismus der anderen Menschen«. Er schreibt nicht als Therapeut, sondern vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen des Holocaust.

Das therapeutische Ziel der Selbstverantwortung geht zu weiten Teilen vom Gedanken der Gleichheit aus. Hilfe wird dabei über die grundsätzlich geforderte Einfühlbarkeit und damit über die grundsätzlich gesetzte Ähnlichkeit oder Gleichheit ausgeübt. Scheitert der Prozeß des Helfens, kann sich die Therapeutin als Versagende erleben oder aber den An-

deren abschieben. Zunächst einmal bedeutet die Forderung, die psychisch Kranken in die Gesellschaft hereinzuholen die psychisch kranken Anderen aus ihrer sozialen Isolation, der Ausgrenzung herauszuführen.

### Die Grenzen der Selbstbehauptung

Lévinas führt aus, daß der Versuch des Menschen, sich selbst zu behaupten und in der Selbstverwirklichung seinen Sinn zu finden, zu Gewalt über den Anderen führt – und, wenn es darauf ankommt, zu seiner Vernichtung. Lévinas setzt einem Subjekt, das durch die Sorge allein um es selbst bestimmt wird und das sein Glück allein »für sich selbst« vollzieht, das Verlangen nach dem Anderen entgegen. Er sieht den Menschen unbedingt sinnverlangend. Diesen Sinn erhalte der Mensch durch den Anderen.

Er schreibt: »Niemand kann für sich selbst bleiben: die Menschlichkeit des Menschen, die Subjektivität ist Verantwortung für den Anderen.« Dieser Gedanke ist nicht voraussetzungslos, Lévinas entdeckt in dem, was er »das Antlitz« des Menschen nennt, seine Passivität, seine Leidensfähigkeit, sein Leiden (nicht – was mißverstanden wäre – seine Trägheit) und seine Sterblichkeit, sein »Exponiertsein zum Tode«. Das Antlitz des Anderen, also das Gewährwerden seines Leidens, vor allem seiner Exponiertheit zum Tode, überträgt mir eine Verantwortung, der ich mich nicht entziehen kann. Der Mensch werde dadurch zum Menschen, daß er den Anderen höre und ihm antworte. Passivität und Ohnmacht befähigen das Subjekt, die Passivität und die Schwäche des anderen Menschen wahrzunehmen, von ihr angesprochen zu sein. Die Wahrnehmung des Antlitzes, die Wahrnehmung der Unbeholfenheit und des dem Tode Ausgesetztseins enthalte einen Imperativ: »Du sollst mich nicht töten« und: »Du sollst mich in meinem Sterben nicht allein lassen«. Das Menschsein sei begründet vom Anderen her. In Lévinas' Gedanken wählt nicht das Ich die Verantwortung, vielmehr wird das verantwortliche Ich zur Verantwortung erwählt. Diese Erwählung oder auch Auszeichnung stellt das Ich nicht über den Anderen, dennoch entsteht eine nichtreziproke Beziehung, eine Dyssymmetrie.

Der Unterschied, die Vielheit ist wichtig: different sein. Indifferenz weist er zurück – wobei er die verantwortete Anteilnahme »nicht indifferent sein« nennt. Indifferenz hätte schon wieder zur Grundlage, daß das Ich sich dem Anderen gleichmacht. Die Wahrung der Differenz ist dadurch möglich, daß das Ich sich dem Antlitz nähert ohne es zu vereinnahmen. An dieser Stelle sind sicher Verharrungen wie Staunen, Sich-Wundern, Betrachten, Betreuen, Begleiten Elemente von Kontaktaufnahme.

In diesem Ansatz erhält der Mensch seine Subjektivität dadurch, daß

er für den Anderen offen ist. Sucht der Mensch (nur) nach Identität, kann er sich verfehlen. Für Lévinas wird die Rückkehr zu sich selbst zum unbeendbaren Umweg. Er sagt: »Vorgängig zum Bewußtsein und zur Wahl, noch bevor das Geschöpf sich in Gegenwart und Vorstellung versammelt, um Seinsakt zu werden – wird der Mensch dem Menschen nahegebracht. Er ist aus Verantwortlichkeiten gewirkt.«

Für Lévinas bestehen Sinnsuche und Sinn in einem Abgehen, einer Ablenkung vom Ich. Das Ich wird nicht als so wichtig erachtet, als daß immer auf es hingewiesen werden müsse. Im Ich zeigt sich die Unvollkommenheit des Menschen mit all seinen Strebungen, die nur durch die Verantwortung für den Anderen aufgehoben werden kann oder wie Finkielkraut es formuliert: »Bevor ein Anderer die entfremdende Macht ist, die das Ich bedroht, überfällt oder verhext, ist er die außergewöhnliche Macht, die das Angekettetsein des Ichs an sich selbst sprengt, die das Ich von sich selbst entlastet, die Langeweile und Beschäftigung des Ichs mit sich selbst aufhebt und so den Existierenden vom Gewicht seiner eigenen Existenz befreit. Bevor ein Anderer Blick ist, ist er Antlitz.« Somit ist die Zuwendung zum Anderen nicht als Opfer zu verstehen, nicht als Selbstaufgabe, sondern nach Lévinas als Offenheit für das Sein, für den Anderen. Die *Wahr*-Nehmung des Anderen befreit das Ich von sich und heilt vom Selbstbezug. Für Lévinas ist dann auch mit der Aussage »ich bin« das Ich überwunden. »Ich bin« beinhaltet die existentielle Einsamkeit, das (tragische) An-sich-Gebundensein und Wagnis, sich auf den Anderen einzulassen.

In der Utopie des therapeutischen Prozesses wird jeweils der Andere dem Einen zum Objekt – das gehört zur Professionalität therapeutischer Prozesse – dann aber entstehen authentische Begegnungen. In dieser Schwebelage ist der Unterschied zwischen Sartre und Lévinas gehalten. Finkielkraut schreibt dazu: »Wir verleihen dem Anderen durch unsere Scham eine unzweifelhafte Gegenwart«, und Lévinas könnte sich diesen Satz, der im Unbehagen die erste Erfahrung des Miteinander sieht, zu eigen machen. Aber Sartre versteht den Anderen als Blick, der mich zum Objekt erstarren läßt und meine luftige Freiheit auf der Leimrute des Seins fängt. Lévinas beschreibt den Anderen als Antlitz, das mir die unbesorgte Gewißheit streitig macht, ich hätte ein Recht auf das Sein. Was mich zurückhält, was meine Spontaneität versteinert, das ist nicht der verdinglichende Blick eines Anderen, sondern seine Verlassenheit, seine wehrlose Nacktheit. Was mir unversehens das Blut in die Wangen treibt und mich verlegen macht, das ist nicht die Entfremdung meiner Freiheit, sondern meine Freiheit selbst: Ich fühle mich nicht angegriffen, sondern selbst als Angreifer. Das Antlitz des Nächsten beschuldigt mich, im Sein zu verharren, egoistisch und ohne Rücksicht auf alles, was nicht Ich bin.



Und die Schüchternheit, die daraus resultiert, bedeutet, daß in mir eine moralische Besorgnis auftaucht, aus Scham gebe ich nicht dem Konflikt, dem Kampf des Selbstbewußtseins auf Leben und Tod statt, sondern dem Skrupel, dem Bewußtsein meiner natürlichen Ungerechtigkeit.

Praktikable Konsequenzen oder  
»nur« Aufforderung zur Skepsis

Mit dem Zitat ist noch einmal verdeutlicht, in welche Tradition sich Lévinas stellt. Wie sähen die Konsequenzen aus seinen Überlegungen aus? Der Schritt, den Anderen nicht verstehen zu wollen, wohl aber durch eine Annahme aus der Isolierung zu locken, ist als erster Schritt wichtig. Künftig könnte es bedeutsam werden, Toleranz, Respekt, Freundlichkeit, Zu-Neigung auch und gerade dort zu üben, wo wir dem »Inkapablen«, dem Fremden, dem Uneinfühlbaren begegnen, um auch dem seine Würde zu lassen. Für die therapeutische Begegnung ergäbe sich daraus, daß der psychisch Kranke das, was ihm an sich fremd ist, als fremd belassen kann. Dieses Fremde, seine Krankheit, braucht er dann weder zu bekämpfen noch zu idealisieren. Die Psychose-Seminare spiegeln ein solches Belassen ebenso wie der Ansatz von Finzen, medizinisches, therapeutisches Handeln auf das Behandeln der als krank erkannten Symptome zu beschränken und nicht weiter in den Menschen und seine Seinsweise einzudringen.

Jenseits unseres beruflichen Handelns sind die Überlegungen von Lévinas und die sich daraus ergebenden Hinweise für die Ethik von großer Bedeutung, wiewohl Lévinas selbst seine Gedanken nur andeutungsweise ins Soziale ausweitet. Die Andere bleibt ihm so fremd, daß sie sich selbst äußern soll. So betrachtet Lévinas die Grenze des Geschlechts als eine, die er nicht überschreiten will. In dieser Radikalität sind Menschen in ihrer Differenz, in ihrer Vielheit, wenn sie wirklich anders sind, nicht verstehbar. Gemeinsam sind ihnen die Exponiertheit zum Sterben, die Exponiertheit zum Leiden, die Ohnmacht. Für Gesellschaften ist entscheidend, wie sie mit Anderen, mit Fremden umgehen. Die Melting-pot-Idee, die über ein Jahrhundert bis lang nach dem 2. Weltkrieg die Integrationspolitik in den USA bestimmte, ist überholt. Diese Schmelztiegel-Ideologie stellt eine gewaltsame Enteignung der Einzigartigkeit des Anders-Seins dar, eine Leugnung, auch ein Potential zur Vernichtung von Anderen.

Die Widersprüche sind in der US-Gesellschaft offensichtlich geworden, so daß heute zwei Strebungen zu benennen sind. Die eine bezieht sich auf die universalistische Annäherung aller Menschen, die doch wieder eine Angleichung intendiert. Demokratieverständnis, Schulpläne, Menschenbilder, auch Menschenrechtsdiskussionen stellen Reflexionen dieser Stre-

bung dar. Die Andere ist unter dem Schlagwort »multi-kulti« zusammengefaßt: die Vorstellung von einem – geordneten, gleichberechtigten, toleranten – Nebeneinander sich jeweils fremder Menschen und Menschengruppen.

In dem Angedeuteten sind auch die Probleme unserer heutigen Gesellschaft enthalten. Es spricht sich leicht, daß wir Anderes als solches zulassen wollen – und dennoch gibt es vielfach eine heimliche Angleichung. Insofern sind diese Überlegungen auch eine Aufforderung zur Skepsis.

## Literatur

- Bock, Th. J.E. Deranders, I. Esterer (Hrsg.) (1992):  
 Stimmenreich-Mitteilungen über den Wahnsinn, Bonn, Psychiatrie-Verlag
- Dörner, K., U. Plog: (1978, 1984, 1996) Irren ist menschlich. Bonn, Psychiatrie-Verlag
- Finkielkraut, A.: (1989) Die Weisheit der Liebe, Reinbek, Rowohlt-Verlag
- Finzen, A.: (1993) Schizophrenie – Die Krankheit verstehen, Bonn, Psychiatrie-Verlag
- Devereux, G.: (1984) Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt, Suhrkamp-Verlag
- Groß, J., K. Dörner, U. Plog: (1980) Erfahrungen vom Menschen in der Psychiatrie, München-Wien-Baltimore, Verlag Urban und Schwarzenberg
- Heinrichs, H.J. (Hrsg.) (1982): Das Fremde verstehen, Frankfurt/M., Verlag Qumran, Neuausgabe 1997, Gießen, Psychosozial-Verlag
- Lévinas, E.: (1989) Humanismus des anderen Menschen, Hamburg, Felix-Meiner-Verlag
- Lévi-Strauss, C.: (1976) Traurige Tropen, Frankfurt/M., Suhrkamp-Verlag

Aus heiterem Himmel,  
zu ungetrübter Stunde,  
versinkt das Meer  
in einer Sturmflut.

In unerkannten Freuden,  
die wie plötzlich  
umschlagen,  
in die totale Vernichtung  
des Schubladendenkens.

Wo leben wir,  
daß zu so einem Leben wir verdammt sein sollen?  
Wieviele Schubladen müssen noch entstehen,  
bis die Kontakte endgültig gerissen,  
bis der Kreis sich teilt,  
in wahllos zerfallene Teilchen;  
deren Zusammensetzung  
nicht mehr  
der Schönheit des Universums  
entspringen kann.

Maile-Ira Folwill

Ich bin ein Mensch  
im Traumzustand.  
Es führt ein Weg  
weder vor noch zurück.

Keiner bekommt mich wach  
in dieser Geisterstadt.

Der Mond scheint Jahre noch  
und immer gleich.  
Du sagst doch, ich sage doch,  
Gedanken sind weich.

Ich hasse mich.  
So mag ich mich nicht.  
Ich hasse den Tisch,  
wie mein Gesicht.  
Gedanken zerstören.  
Ein Haus ist ein Haus.  
Will ich wo zugehören,  
man bringt mich raus.

Alles fließt weg,  
ich fühle mich komisch.

Alles hat manchmal eine Bedeutung,  
in bestimmten Momenten,  
vielleicht Tagen,  
in bestimmten Zusammenhängen.

Keiner soll Keinen  
auch keinen Zustand vermengen.  
Manchmal wünschte ich  
mitgegangen zu sein.

Maile-Ira Folwill

## Versuchte Enteignung

Vera Treplin

### Zusammenfassung

Die Autorin ist Jüdin und hat als Kind die Zeit der Verfolgung miterlebt. In der Nachkriegszeit, in der die Gesellschaft sich auf die Seite der Täter stellte, stieß sie durch ihre bloße Anwesenheit, die eine unerwünschte Zeugenschaft beinhaltete, auf Ablehnung und wurde erneut ausgegrenzt – von wenigen Ausnahmen abgesehen. Es werden die Ausgrenzungs-Methoden und die Folgen gezeigt, die das für ihr ursprünglich angestrebtes Berufsziel, Weiterbildung zur Psychotherapeutin für Kinder und Jugendliche, hatte. Gleichzeitig beschreibt sie die Versuche, mit ihrer Generation in psychoanalytischen Weiterbildungsgruppen über die Vergangenheit ins Gespräch zu kommen. Sie stellt an Beispielen verschiedene Methoden praktizierter Schuldabwehr dar, die zum Ziele haben, die reale Opfer-Täter-Konstellation mittels der Psychodynamik umzudeuten und zu verleugnen.

### Biographisches

Im etymologischen Wörterbuch von Kluge fand ich Herkunft und Bedeutung des Wortes »fremd«, so ausgewiesen: »fern von«, »weg von« – »vorwärts«, »fort«. Die Aneinanderreihung der unterschiedlichen Wortarten suggeriert eine dramatische Steigerung: Wer weg von oder fern von etwas zu sein scheint, soll fort – »vorwärts«!

Im Dezember vergangenen Jahres brachte mir der Postbote einen Einschreibebrief. Der Absender war mein 91jähriger Vater, der seit 1938 in Montevideo, Uruguay lebt. Die Sendung enthielt, vorsorglich von Seidenpapier umhüllt, ein postkartengroßes, verblichenes Photo. Es zeigt ein älteres Paar vor blühenden Sträuchern in einem Garten. Der Mann, ein zuversichtlich blickender Endfünfziger im dunklen Anzug, hat den Arm um die Schultern einer zierlichen, dunkelhaarigen Frau gelegt, die kaum wahrnehmbar, sich ein schüchternes Lächeln abzurufen scheint. Sie trägt ein Sommerkleid, weiße Blumen auf dunklem Grund. Das Photo zeigt Salomon und Sylvia Mottek, meine mir unbekannt gebliebenen Großeltern

väterlicherseits, etwa zum Zeitpunkt meiner Geburt. Sie wurden mit einem der ersten Transporte am 27. Oktober 1941 von ihrem Heimatort Berlin nach Lodz deportiert. »Der weitere Verbleib der Genannten ist leider nicht festzustellen«, so der Wortlaut eines Dokumentes aus der Nachkriegszeit. Bisher hatten mich die beiden nur vage beschäftigt. Ich spürte nicht mehr, als ein leises Bedauern, sie nicht gekannt zu haben. Nun bin ich dabei, sie mir vertraut zu machen: Als Sylvia, damals 59jährig, deportiert wurde, war sie so alt, wie ich heute bin...

Als ich mit meiner Mutter im Januar 43 von Köln nach Berlin deportiert wurde, war ich knapp fünf Jahre alt. Das Photo, kurz zuvor aufgenommen, zeigt ein kleines Mädchen mit großer Schleife im Haar und einem schüchternen Lächeln. Zu der Zeit, als wir im jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Straße interniert waren, bevor wir im Oktober 44 weiter, d.h. nach Theresienstadt kamen, waren Salomon und Sylvia wahrscheinlich schon tot. Die jüdischen Vorfahren meiner Familie mütterlicherseits stammten aus Dörfern in Baden und Franken. Ihre Spuren sind bis ins 17. Jahrhundert belegt. Mein protestantischer Großvater entstammte einer Handwerkerfamilie aus Heidelberg und Speyer. Meine Großeltern hatten sich noch im Kaiserreich zu einer später so genannten »Mischehe« entschlossen. Was Glaubensfragen betraf, war dieser Großvater im Gegensatz zu seiner Frau eher gleichgültig. Jedenfalls trat er aus der Kirche aus und hatte nichts dagegen einzuwenden, daß seine Frau weiterhin und später auch die beiden Töchter, der jüdischen Gemeinde angehörten.

Ich habe überlebt, weil ich mütterlicherseits diesen nichtjüdischen Großvater hatte und meine halbjüdische Mutter nicht mit dem jüdischen Vater ihres Kindes verheiratet war. So konnte sie meine Herkunft verschleiern und mich als »Geltungsjüdin« eintragen lassen. Die Vernichtung dieser »Kategorie« von Juden, war für einen späteren Zeitpunkt geplant. – Ich hoffe, ich habe das verständlich erklärt, obwohl es noch nicht allzulange her ist, daß ich diese Hintergründe selbst verstanden habe. Mein Überleben hat also etwas mit der Klugheit meiner Mutter zu tun, was mich sehr freut. Meine Mutter starb wenige Wochen nach der Befreiung – auf dem Rücktransport von Theresienstadt nach Köln – im Alter von 33 Jahren an einem Asthmaanfall. Das war abends in Hannover. Wir sollten mit anderen Überlebenden für eine Nacht in einem Bunker einquartiert werden. Der Bunker war schon überfüllt mit Flüchtlingen. Plötzlich schrien einige: Juden! Das sind ja Juden! Raus mit denen! Meine Mutter verließ sofort den Bunker und starb oben, während ich unten festgehalten wurde. Daß meine Großmutter mütterlicherseits das KZ, die »Kleine Festung«, überlebt hat, halte ich heute für ein kleines Wunder. Zwei Übertretungen, von denen eine allein schon ausgereicht hätte, sie sofort in ein KZ zu bringen, hatten ihr statt dessen erst einmal einen Gefängnisaufenthalt beschert. Es

gab dann einen Handel zwischen meinem Großvater – der eine Verbindung zu einem hohen SS-Mann hatte – und der Kölner Gestapo: Wenn er sich scheiden ließe, wurde ihm versprochen, würde sie aus dem Gefängnis ins ›Altersghetto‹, Theresienstadt, entlassen, wenn nicht...

Die Kölner Gestapo hat tatsächlich Wort gehalten, in Theresienstadt jene dann anders verfügt: statt in die »Große Festung«, Theresienstadt, kam meine Großmutter in die »Kleine Festung«, das Polizeigefängnis, das der Gestapo in Prag unterstand. Lebend haben es nur wenige verlassen. Ich muß noch ergänzen: mein Vater hat meine Mutter und mich nicht im Stich gelassen. Seine Emigration war schon vorbereitet, bevor er meine Mutter kennenlernte. Als sie ihm mitteilte, daß sie schwanger war, hatte er Deutschland bereits verlassen. Warum meiner Mutter die Emigration nicht mehr gelingen konnte, ist eine andere Geschichte. – Ja, es ist mir wichtig, heute, nachträglich, nachdem ich die Dokumente eingesehen habe, die Unschuld der Männer meiner Familie zu behaupten, und sie weder der Spekulation der einen noch der anderen Seite preiszugeben.

In der Nachkriegszeit bin ich bei meiner Tante und meiner Großmutter aufgewachsen. Während meine blonde Tante damit beschäftigt war, alles Jüdische an sich zu verleugnen, hat meine Großmutter sich von ihren KZ-Erfahrungen und dem Tod ihrer Tochter nicht mehr erholt. Sie war sowohl Folter-Opfer geworden als auch Zeugin ungezählter Morde. – Ihr alltäglicher Zustand schwankte zwischen Wut und absoluter Verzweiflung. Sie war dem Wahnsinn nahe, und hatte nur einen Menschen, dem sie sich mitteilen konnte: mich. Sie war erfüllt von der Suche nach »dem« Schuldigen, nach Erklärungen, nach einem Sinn, als sei das, was ihr widerfahren war, nur ihre ganz persönliche, ureigene Katastrophe. Das Wort »Versündigung« ist mir im Gedächtnis geblieben, als Schlüsselwort für »Mischehe«, für die Abkehr vom orthodoxen Judentum. Zeitweise schrie sie und tobte. Während durch das zum Hinterhof geöffnete Fenster das hohle Echo ihrer Stimme widerhallte, schlossen sich die Fenster der Nachbarn. Wir schienen nun ganz allein auf dieser Welt. Die Anfälle endeten gewöhnlich mit der tonlos hervorgestoßenen Beschwörungsformel: »Mein Gott! – Mein Gott! – Warum hast du mich so gestraft?!« – Dann weinte sie stundenlang zusammengesunken am Küchentisch und schlief endlich erschöpft ein. –

### Steht die Gesellschaft auf der Seite des Opfers?

Im Frühjahr 96 wurde Jan Philipp Reemtsma entführt. Die Medien berichteten darüber nach seiner Befreiung. Reemtsma war mir durch Lektüre als Wissenschaftler bekannt. Reemtsma ist ein Mann, den ich schätze. Mit ihm kann ich mich leicht identifizieren. Ich nehme größten Anteil an

dem, was ich über ihn in den Medien erfahren kann. – Ich bin verwundert, wie außerordentlich wichtig ihm die Ergreifung des hauptverantwortlichen Täters wird: »Ich will, daß dieser Mensch vor Gericht kommt. Es gibt für mich keine Kompensation im Haß. Auch diese letzte Symmetrie hat die Zeit im Keller zerstört.«<sup>1</sup> Als der Prozeß gegen zwei geständige Mittäter beginnt, äußert Reemtsma: »Ich glaube, daß Strafe für das Opfer eines Verbrechens symbolisiert, daß sich die Gesellschaft auf seine Seite stellt.«<sup>2</sup>

Ich erschrecke und bin gleichzeitig fasziniert von dieser Aussage. Die Bestrafung der Täter ist die Vorbedingung für die Rehabilitierung des Opfers. Mein Schrecken gilt der Erkenntnis, daß hier einer etwas formuliert, was Gültigkeit über die Zeiten hinweg hat: Die Gesellschaft der Nachkriegszeit hatte sich nicht auf unsere Seite gestellt, bis heute nicht: Der Verbrecher, der meine Großmutter folterte und – nach ihrer Aussage – allein an einem einzigen Tag – 50 Männer erschlug, die sie als Insassen des jüdischen Altersheim in Köln persönlich gekannt hatte – lebt heute – immer noch unbehelligt – in einem Münchner Altenheim.<sup>3</sup>

Über seinen Entführer, den Reemtsma im Ausland weiß: »Es war Hohn, daß der jetzt... sein miserables Leben genoß, Hohn... Die Strafe für den Täter ist im Grunde nichts anderes, als es viele freundliche Briefe von Menschen sind, die sagen: ›Welcome back‹. Diese Begrüßung ist... von entscheidender Bedeutung für das seelische Weiterleben.« – »Aber«, er hat auch festgestellt, »daß das Gelingen oder Mißlingen solcher Gesten zu einem Kriterium wird.«

Für meine Mutter war die Begrüßung im Bunker nach Jahren der Verfolgung zum Kriterium geworden, nicht mehr weiteratmen zu können. Das wird durch Reemtsma für mich plötzlich zur Gewißheit.

### Die Überlebende ist die Fremde

Während ich in Theresienstadt noch den Bussen, die uns hätten zurück in die Welt und »nach Hause« bringen sollen, entgegengefiebert hatte, war ich als »Überlebende«, mitten im Nachkriegsdeutschland endgültig zur Fremden geworden: Als seien die Boten mehr, als nur die Überbringer der Nachricht, nämlich die Urheber des Schrecklichen selbst. Im Herbst 1945 wurde ich eingeschult. Was damals noch üblich war: Die Personalien wurden vor der ganzen Klasse abgefragt. Jahr für Jahr: Name? Geboren, wann? Geboren, wo? Name der Mutter? Name und Beruf des Vaters? Wohnort? Wohnort vor dem jetzigen Wohnort? Religion? – Unwirsche, ungläubige Reaktionen. Warnungen: »Erzähl hier keine KZ-Geschichten! Verdirb unsere Kinder nicht mit jüdischer Hetze!« Ich hatte verstanden, daß ›Jüdin sein‹ nicht nur Fremdsein bedeutete, sondern etwas zutiefst Beschämendes.



des war. Merkwürdige Gefühle beschlichen mich, wenn ich in der Straßenbahn aufstand, um einem zugestiegenen Erwachsenen mit einem artigen Knicks meinen Platz anzubieten. Sie nahmen ihn in der Regel ohne Dank. Kinder schienen nichts zu gelten. Da saßen sie nun, vorwiegend Frauen, und ich begann, stumm die Gesichter zu fragen: Wer seid Ihr, wo wart Ihr, was wißt Ihr? Die Augen blieben blicklos, als hätten sie nie zuvor je gelächelt, nie Freude oder Trauer empfunden.

Unermüdlich war ich damit beschäftigt, meine Erfahrungen, die wie aus einer anderen Welt zu stammen schienen, zu neutralisieren und zu versuchen, Eigenschaften zu entwickeln, die mich nicht nur besser erscheinen ließen, als der Ruf eines jüdischen Kindes im Kopf der anderen sein konnte, nein, auch besser, als der innere Zustand dieses Kindes war. So, als hätte ich den Auftrag, den ›Deutschen‹ zu zeigen, daß auch Juden gute Menschen sein konnten, daß sie freundlich und hilfsbereit waren. Doch war da, je älter ich wurde, ein Hin und Her zwischen dem nie geäußerten Wunsch nach Anerkennung meiner verletzten Wirklichkeit verbunden mit der wachsenden Sehnsucht, entlastet und verstanden zu werden, während ich doch gleichzeitig spürte, daß es eine Tabuverletzung von außerordentlichem Ausmaß bedeutet hätte, mich etwa jemandem von der »nichtjüdischen Seite« anzuvertrauen.

Dieser Loyalitätskonflikt hat mich über die Jahre hin beansprucht. Wie inkarniert aber blieben die frühen Erinnerungen an ein einstmaliges Zuhause, an den Großvater, zu dem nun jeder Kontakt verboten war. Vor allem aber an die Gestalt meiner Mutter, an Theresienstadt, diesen seltsamen Ort, aus dem ich geglaubt hatte, nie mehr zurückkehren zu dürfen.– War ich denn zurückgekehrt? Reemtsma hatte während der Gefangenschaft »im Keller« das Gefühl, ›weggefallen‹ zu sein irgendwie aus der Welt«. – Mir ist dieses Gefühl bis heute geblieben. Samstags und an allen jüdischen Feiertagen ging ich in die Synagoge und lernte etwas über das »Jüdische«, was gleichbedeutend war mit dem Eintauchen in die noch größere Katastrophe der Überlebenden der Vernichtungslager. Die Kinder, die ich noch gekannt hatte, aus Theresienstadt oder Berlin, waren längst nach Israel oder in die USA ausgewandert. Inzwischen war ich die Älteste. Die meisten Gemeindeglieder waren überlebende Polen mit einem ganz klaren, ganz ungefilterten Haß auf alles Deutsche. Sie mißtrauten mir, meiner Muttersprache, den deutschen Kinderliedern. Irgendwann bin ich fort geblieben. Ich fühlte mich, inzwischen Rilke und Kästner kundig, den Deutschen näher als den polnischen Juden. Und da war ja auch noch der »arische« Großvater, den ich heimlich besuchte. Dennoch bin ich ein Kind gewesen, habe gespielt, gelernt, Wünsche gehabt. – Den Eintritt in die Pubertät habe ich mit Erleichterung und Stolz begrüßt: Endlich erwachsen werden, Kompetenz erlangen, der Hilflosigkeit entkommen!

Meine erste ›richtige‹ Freundin fand ich im Gymnasium, in der Parallelklasse. Während die anderen Religionsstunde hatten, entdeckten wir uns in einer Freistunde auf dem Schulhof. Sabine war Atheistin, ein apartes Mädchen mit blauschwarzem Haar, was sie der Verbindung ihres holländischen Urgroßvaters mit einer Südseeschönheit zuschrieb. Sabines Mutter hatte einen interessanten, malaiischen Gesichtsschnitt und war, wohl auch deshalb, vor 1933 ein gesuchtes Malermodell gewesen. Beide hatten so etwas wie Berliner Mutterwitz, verbunden mit einem Affekt gegen alles Sentimentale. Sabines Vater war Kommunist und lebte getrennt in einer anderen Stadt. – In Kisten und Truhen fanden sich Mengen hochinteressanter, im 3. Reich verbotener Bücher, deren Autoren bei unseren Lehrerinnen nach wie vor verpönt waren. Als meine Großmutter gestorben war und meine Tante dann tatsächlich – katholisch getauft, einen ehemaligen Kriegsteilnehmer und Nazi geheiratet hatte – war ich 17 Jahre alt und allein, was mir beinahe gleichbedeutend schien mit »frei«. Wenn ich heute an Sabines Schullaufbahn denke, weiß ich, daß Herkunftskriterien wie ihre, geradezu bodenlose Phantasien bei unseren Lehrer/innen weckten. In der 10. Klasse mußte sie, trotz guter Noten, die Schule verlassen, weil sie »moralisch unzuverlässig« und nicht förderungswürdig erschien. Während ich, geschützt von einer ungewöhnlichen Frau, meiner Lateinlehrerin, auf ein Paradies aufmerksam gemacht worden war: Die Odenwaldschule.

Was ich hier an Achtung, an Freiheit – mit dem selbstverständlichen Recht auf umfassendes Wissen – an Aufklärung und Zuwendung fand, erlebte ich in den ersten Monaten wie in einem Traum. Nach soviel Verleugnung und Verfremdung, hatte ich eine Insel gefunden. Es war die ersehnte »Begrüßung«, aber nur für eine »gestundete Zeit«. Zu meinen Fähigkeiten, die von anderen früh anerkannt worden waren, gehörten: Kontakte zu knüpfen, mich in andere hinein zu denken, ihre Motive zu erraten und ihre Identifizierungen aufzuspüren. Bald auch machte ich mich mit psychoanalytischer Literatur vertraut. Allmählich begann sich mein Berufswunsch abzuzeichnen: Psychologie wollte ich studieren und nach einer Weiterbildung Psychotherapeutin für Kinder werden. Denn da war ich mir ganz sicher: Mit dem Elend von Kindern kannte ich mich aus!

### Eine gebrandmarkte Psychologin?

Meine Anfang der 60er Jahre einem Professor der Psychologie vorgetragene Begründung für den erwogenen Wechsel meiner Studienrichtung – damals war ich Stipendiatin der Ebert-Stiftung – provozierte eine abrupte Stellungnahme: »Ein Mensch, der so gebrandmarkt ist wie Sie, sollte nicht

auch noch Psychologie studieren wollen!« Ich unterwarf mich dem Urteil, blieb bei der Germanistik und tröstete mich mit dem Argument, notwendige Scheine in Statistik hätte ich aufgrund fehlender mathematischer Begabung sowieso nicht schaffen können. Andererseits bildete sich in mir die schreckliche Vorstellung, mit diesem – auf ewig eingebrannten Schandmal stigmatisiert, das Zeichen womöglich auf der Stirn zu tragen. Ich sah mich – ein Schaf in der Herde – auf dem Weg zur Schlachtbank und teilte den darin enthaltenen Vorwurf. Dennoch schien die ›Brandmarkung‹, obwohl eine Zuweisung äußerster Kränkung, mit deren Bedeutung ich mich keinesfalls identifizieren wollte, wenigstens keine Verleugnung, sondern für die Folgen der einstigen Verfolgung zu stehen. – Ich bat die Ebert-Stiftung, die Zahlungen für das Stipendium einzustellen. Die Koppelung von ›Hochbegabung‹ und ›Brandmarkung‹ schien so widersinnig, daß ich die Vertreter der Stiftung verdächtigte, mir nur auf Grund einer Wiedergutmachungsabsicht ein Stipendium zugesprochen zu haben. Eine solche Bevorzugung wollte ich nicht. War es nach dem Urteil nicht auch so, daß ich die in mich gesetzte Hoffnung auf besondere Leistung und Erfolg gar nicht erfüllen konnte? Und dennoch hatte ich keine Vorstellung von dem, was in meinem Inneren so unwiderruflich monströs sein sollte, daß es mir nicht nur den Zugang zu einer Wissenschaft versperrte, sondern mich auch als eine Art zukünftiger ›Schädling‹ durch Beschädigtsein einstuft.

»So ist das also«, schreibt Reemtsma, »so ist das. Der Keller bleibt im Leben und ist doch nicht zum Teil des Lebens zu machen. Er bleibt der zerstörerische Einbruch, die Vergewaltigung, die Exterritorialität, die plötzlich wieder dasein kann.« Nach langem Suchen fand ich damals einen Psychoanalytiker, der bereit war, sich meiner anzunehmen. – Sein scheinbar müheloses Eintauchen in meine Welt, seine liebevolle Zuwendung, sein Humor und seine Hellsichtigkeit haben mir sehr geholfen. Ich erkannte, wie gefährlich meine Bereitschaft war, mich zu identifizieren, wie gefährlich meine Autoritätsgläubigkeit, letztlich meine Abhängigkeit, und wie gefährdend versuchte Beziehungen werden konnten. In den folgenden Jahren habe ich präventive Verhaltensweisen entwickelt: Schien es so, daß ich jemandem als Person, gleichsam als ›Phänotyp‹ sympathisch war und deroder diejenige selbst ein Interesse an einer Beziehung spürte, sah ich mich verpflichtet, den ›Genotyp‹, die jüdische Identität zu enthüllen, um zu vermeiden, daß dieser Umstand, zu spät bekannt gemacht, zu unerträglichen Reaktionen führen könnte. Später bin ich vorsichtiger geworden. Ich fühlte mich zunehmend nur noch in Beziehungen sicher, in denen ich die Beraterebene einnehmen konnte, die ich im Laufe der Zeit auch immer besser beherrschte. Wenn ich »klug« war und nichts forderte, war ich anerkannt; dann war ich die vertraute Freundin, die nur die vertraute Welt der Freunde spiegelte. Mit meiner wahren Identität aber drohte ich immer wie-

der, zur Fremden zu werden, die die abgewehrte Welt der Konzentrationslager, »des Kellers« repräsentierte.

Längst war ich Lehrerin, hatte gute Erfahrungen gesammelt im Umgang mit Jugendlichen und Kindern, als mein altes Berufsziel wieder auftauchte: Kinderpsychotherapeutin. Obwohl mein Analytiker mich ermutigte, mich bei der »Akademie für Psychoanalyse und Psychotherapie« zu bewerben, wagte ich es nicht. Die Vorstellung, das einstige Urteil – »wer so gebrandmarkt ist...« – könne sich womöglich in dieser oder einer ähnlichen Form wiederholen, hatte große Ängste in mir entstehen lassen. Das Risiko, auf dem Terrain der Psychoanalyse gewogen und für zu leicht (oder zu schwer) befunden zu werden, wollte ich nicht eingehen. Eine Ablehnung hätte bedeutet, das Haus, in dem meine Gedanken seit meiner Jugend wohnten – per Verfügung – nicht mehr betreten zu dürfen. So aber, in der Schwebe, glaubte ich, die Tür einen Spalt breit für mich offen halten zu können.

Ich bewarb mich bei einem anderen Weiterbildungsinstitut. Ein kurzer Lebenslauf, zwei Vorgespräche. Ich war angenommen. – Wir lernten in kleinen, nach Semestern getrennten Gruppen. Der Kontakt zu meinen KommilitonInnen war gut. Die obligate Lehranalyse begann ich bei einem damals schon 70jährigen Lehranalytiker. Er ging auf eine liebenswürdige, aber etwas skurrile Art mit mir um. Natürlich mußte ich ihm in der ersten Stunde ein wenig von meiner Herkunft erzählen. Wir beschlossen dann aber gemeinsam, diese Phase meines Lebens »als zu schwierig« auszulassen und uns praktischen Problemen zuzuwenden. Es entstand so etwas wie eine Konfliktberatung zu meinen Eheproblemen und Erziehungsschwierigkeiten mit meinen Kindern. Auch erhielt ich wertvolle Hinweise zum Umgang mit den Kindern der therapeutischen Kindergruppe, die ich damals leitete. – Im Anschluß an die Sitzungen wurde ich regelmäßig von ihm und seiner Frau zum Abendessen eingeladen. Dann fuhren wir gemeinsam ins Institut. Nicht zu vergessen, unser damals entwickeltes Ritual: Zu Beginn einer jeden Stunde stellte er die Frage: »Halten Sie mich für einen Antisemiten?«, was ich stets mit einem: »Aber nein, natürlich nicht!«, konterte. Ich habe viel bei ihm gelernt und mochte diesen alten Herrn sehr gern.

### Das Opfer trägt die (Mit)Schuld

Im 3. Ausbildungsjahr hielt eine Dozentin des Instituts einen Vortrag, zu dem alle Semester geladen waren. Ich kann mich an das Grundthema nicht mehr genau erinnern. In jedem Fall vertrat die Dozentin, eine alte Dame, die These, Vergewaltigungsopfer seien durch ihr Verhalten Mitverursache-

rinnen des Gewaltaktes und – ohne Umschweife knüpfte sie an diese Behauptung eine zweite an: Kein Zweifel könne daran bestehen, daß ebenso die Juden eine Mitschuld an ihrer Deportation und Ermordung träfe. – Zustimmendes Gemurmel im Hörsaal. Dann stand ich auf und bat um eine Erklärung, so könne ich das nicht stehen lassen. Meine Aufgeregtheit richtig deutend, kam die Frage: »Sind Sie etwa Jüdin?« Unruhe und Verwunderung im Saal. Aus der obersten Reihe der von einer Kommilitonin heruntergerufene Satz: »Das haben wir gern, wenn die Juden uns vorschreiben wollen, was wir zu denken haben!« – Dieser Augenblick, allein in einem Auditorium zu stehen und keine Worte mehr zu finden! Meine umsitzenden Semester-Kollegen versuchten, mich zu beruhigen: »Nimm es nicht so ernst! Leg' dich nicht mit einer Dozentin an! Versau' dir deine Weiterbildung nicht! Setz dich endlich wieder!« – Ich bin noch ein ganzes Semester geblieben. Gesprochen wurde über den Vorfall nicht. Ich hatte den Eindruck, ich sei in ein Abseits gefallen. Ich hatte ein Tabu verletzt. Als auch mein Lehranalytiker meine Einwände gegen die Mitschuldthese nicht zum Thema machen konnte oder wollte, bin ich eines Tages einfach ganz fortgeblieben.

Zehn Jahre später überlegte ich, mich im Institut wieder einzuschreiben. In diesem Zusammenhang besuchte ich auch den Lehranalytiker und war telephonisch angemeldet. Er hatte inzwischen das 80ste Jahr längst überschritten und schien nicht mehr gut orientiert. So konnte er sich auch nicht mehr an mich erinnern. Auf einem Aktenordner fand er zwar noch meinen Namen, der Ordner selbst war aber leer. Es war plötzlich so wie wenn er einer ganz Fremden die Tür geöffnet hätte und von mir Beweise für die Vergangenheit brauchte. – Ob ich ihm eine Besonderheit aus meinem Leben noch einmal nennen könne, das helfe ihm gewiß. Ja, ich sei Jüdin, wir hätten darüber öfter gesprochen. »Dazu fällt mir nichts ein, das hätte ich doch behalten!« – In das ratlose Schweigen dann der Satz: »Halten Sie mich für einen Antisemiten?« – »Aber nein, natürlich nicht!« – »Wo sind Sie im Krieg gewesen?« – »In Theresienstadt.« – »Ach! – Aber das hat Ihnen doch nicht wirklich geschadet?« – »Da bin ich mir nicht so sicher.« – »Ach bitte, sagen Sie mir zuliebe: Es war nicht so schlimm!« – »Gerne, wenn Ihnen das so wichtig ist.« – Wenig später die Anzeige, daß er gestorben war.

Längst hatte ich – inzwischen auf eine spezielle, psychoanalytisch orientierte Beratungsform spezialisiert – eine eigene Praxis eröffnet. Ich war nun auch ohne Abschluß auf dem Gebiet tätig, auf dem ich immer hatte tätig sein wollen. Die notwendigen praktischen Erfahrungen wuchsen mir schnell und ohne Probleme zu ebenso wie die Klienten. Natürlich wußten sie nichts von meiner Vergangenheit, wenn ich auch glaube, daß es unbewußte Wege gibt, auf denen sich bedeutsame Inhalte mitteilen. Als

ich auf das gerade übersetzte Werk der amerikanischen Psychoanalytiker I. Boszormenyi-Nagy und G. Spark, »Unsichtbare Bindungen« stieß, hatte ich den Eindruck, endlich gefunden zu haben, wonach ich lange gesucht hatte: Ein Modell, das Theorie und angewandte Praxis zur dynamischen Wirksamkeit unsichtbarer, intergenerationeller Bindungen – unter dem Aspekt von gegenseitiger Verpflichtung und Schuld – zum Inhalt hatte.

Zu der Zeit machte ich eine wichtige Erfahrung: Das Enkelkind eines (hauptverantwortlichen) Täters, ein 10jähriger Bub, wurde wegen einer vermuteten Legasthenie und allgemeinen Lernstörungen in meine Praxis gebracht. Er wußte nur, daß sein Großvater »im Krieg« viele Menschen »getötet« hätte, was er für eine Heldentat hielt. Der Vater des Kindes vermied es, sich kritisch mit seinem Vater auseinanderzusetzen, obwohl er erklärte, er distanziere sich von »dem Unrecht«, was sein Vater begangen habe. Er beharrte jedoch darauf, er könne sich nicht vorstellen, daß der Vater außer liebevollen Seiten noch eine andere gehabt habe, womit er gleichzeitig die Taten des Vaters zu leugnen schien. Merkwürdigerweise hatte dieser Mann große Mühe, sich seinem Kind zuzuwenden, was mit Ursache für die Irritation des Kindes war. Das Kind hatte nach Angaben der Mutter auffällige Ähnlichkeit mit dem Großvater, den sie von Bildern kannte. Es schien, als sei das Kind einerseits gewillt, diesen Großvater in sich zu verstecken, andererseits aber motiviert, ihn insgeheim in sich selber »wiederzubeleben«: Es zeichnete, während es unablässig über die »Heldentaten« des Großvaters phantasierte, einen kleinen Baum mit einem riesigen, höchst kunstvoll angelegten, unterirdisch verästelten Wurzelgeflecht, das weit vom Stamm entfernt, einen neuen, kleinen Austrieb hervorgebracht hatte.

### Das Hier und Jetzt

Als die Institute begannen, die psychoanalytische Gruppendynamik als Weiterbildung anzubieten, hatte ich die Vorstellung, nun sei die Zeit gekommen! Als hätte ich lange geschlafen und den Gang der Zeit nicht registriert, mußte ich überrascht feststellen, daß selbst die Institutsleiter/-innen inzwischen meiner Generation angehörten. Ich bewarb mich für eine Jahresgruppe. Was ich nicht gewußt hatte: Programm war ausschließlich das »Hier und Jetzt«. Irgendwann aber schien eine Erklärung zum besseren Verständnis einer Verhaltensauffälligkeit von mir unumgänglich, und ich hörte mich kaum hörbar sagen: »Ich bin Jüdin.« Die erschrockene Reaktion der Gruppenleiterin: »Aber das gehört doch nicht hier hin!« Auch ich war erst erschrocken, dann erleichtert: Stimmt das nicht sogar? Diese Frau, wenig jünger als ich, eine kompetente Analytikerin, progressiv und charmant, wollte ich keinesfalls irritieren, sowenig wie die übrigen Teil-

nehmer der Gruppe. – Wir hatten eine gute Zeit miteinander. – Aber zusätzliche, für diese Weiterbildung notwendige Gruppenselbsterfahrungen, die eine Verleugnung meiner Identität vorausgesetzt hätten, schienen mir zu anstrengend und riskant.

Einige Jahre später bot ein Institut eine gruppenanalytische Weiterbildung mit Selbsterfahrung an zum Thema: Familie unter dem Aspekt der Generationenfolge. Neuer Vorstoß, das mußte das Erhoffte sein! Vorstellung bei dem künftigen Gruppenleiter. Meine vorsichtige Frage: »Ich bin Jüdin, könnte das ein Problem werden?« – »Das ist doch kein Unglück, warum denn?« Erste Gruppensitzung und Vorstellung der Teilnehmer untereinander. Ein salopper, jede Angst vermeidender Ton wird angestrebt. Die meisten haben wohl schon Selbsterfahrung. Dann die Aufforderung, etwas zum eigenen Werdegang und zur Familie zu sagen. Karin entschließt sich als erste: Sie ist 38 Jahre alt, hat keine Geschwister, arbeitet als Psychologin. Ihre Mutter ist schwer krank und wird bald sterben. Karin weint kurz. Ihre spröde, unsentimentale Art ist mir sympathisch. Abschließend merkt sie beiläufig an: »Mein Vater hat sich übrigens totgesoffen, er war seit dem Krieg Alkoholiker. Der hat damals im Osten so'n Haufen Juden erschossen.« – Die Gruppe nimmt das ohne Reaktion zur Kenntnis. Die persönliche Vorstellung geht weiter. Ich habe plötzlich Angst. Als ich mich vorstellen muß, verweigere ich die Angaben zur Herkunftsfamilie. Das ärgert die Coleiterin: »Das geht nun wirklich nicht!« Der Gruppenleiter unterstützt mich: »Es geht, sie wird ihre Gründe haben, warten wir auf die nächste Sitzung!«

Ich will die auf diesen Tag folgenden drei Jahre nur kurz zu beschreiben versuchen. Es war das erstmal, daß ich einem sog. »Täterkind« in einer geschlossenen Gruppe gegenüberstand. Ich war von der Nonchalance, mit der sie die Verbrechen ihres Vaters bekannte, empört. – »Wie kannst du die Ermordeten als »so'n Haufen« bezeichnen!?« Auf die Tatsache, daß sie ein Jahrzehnt nach dem Krieg geboren war, reagierte ich verwirrt: »Wie ist es nur möglich, daß ein Massenmörder nach dem Krieg noch Kinder zeugen konnte!« Als ich es bemerkte, war es schon zu spät: Ich hatte Karin das Recht auf Leben abgesprochen. Nun aber war Karin sich sicher: »Ihr Juden seid ja immer schon so verdammt arrogant und moralisch gewesen! Immer steht Ihr auf der besseren Seite! Ich kann meinen Vater und seinen Haß auf Euch noch im nachhinein verstehen!« – Ich hatte tagelang die Phantasie: »Jemand in der Gruppe will mich ermorden.« –

Diese dramatische Auseinandersetzung hatte sich auf 2-3 Gruppensitzungen beschränkt. Die Gruppenleiterin jedoch entließ mich nicht mehr aus meiner anfänglichen Rolle. Hatte sie zuvor geglaubt, sie müsse Karin vor mir schützen, so galt ihr Schutz nun prophylaktisch jedem, dem ich mich zuwandte, ganz gleich mit welcher Absicht. Sie unterstellte mir Haß,

Rachsucht, eine Verfolgermentalität, Sadismus, mangelnde Einfühlung und Mitleidlosigkeit. Von Zeit zu Zeit hob sie hervor, daß sie in Erinnerung an die Bombennächte noch heute zittere, und daß sie sich doch ganz intensiv mit den Zeichnungen der Kinder aus Theresienstadt auseinandergesetzt habe, als sei das ein im voraus gezollter Tribut an mich gewesen, der die gefürchtete ›große Abrechnung‹ doch noch abwenden könne. – Gleichzeitig leugnete sie, überhaupt einen Konflikt mit mir zu haben. Die ursprünglich mit Karin begonnene Auseinandersetzung hatte sich unterschwellig auf einen Konflikt der Gruppenleiterin mit mir verschoben. Der Gruppenleiter hingegen blieb neutral, schien mir gewogen. Bei jedem Treffen drohte die Gruppe auseinander zu brechen. Ich schwor mir von Woche zu Woche, die Gruppe zu verlassen, um diesen Zuweisungen, von denen ich mich kaum distanzieren konnte, zu entgehen und der befürchteten Ausstoßung zuvorzukommen. –

Während die Spaltung in der Gruppe ihre eigene, unaufhaltsame Dynamik entfaltete, hatten wir, fast von Anfang an, als Gegenbesetzung im Anschluß an die Sitzungen, einen festen Treffpunkt im benachbarten Café. Dort versuchten wir, uns von unseren Ängsten zu erholen, indem wir die Realität unserer gegenwärtigen Existenz wieder ins Blickfeld rückten und eine vertraute, beinahe intime Atmosphäre schufen. Hier trauten sich die Teilnehmer/innen, mich nach biographischen Details zu fragen, hier konnten sie über die vermutete politische Einstellung der eigenen Eltern sprechen. Hier war es möglich, daß Karin mir genaueres über ihren Vater erzählte, während ich anteilnehmend auf das Sterben ihrer Mutter reagieren konnte. – Ich möchte die Beschreibung dieser Erfahrungen so abschließen: Wir haben diesen Streß überlebt! Mit einigen Gruppenteilnehmern, vor allem aber mit Karin, verbindet mich bis heute eine Freundschaft.

### Miteinander sprechen können?

In der Zwischenzeit hatte der ›Historikerstreit‹ stattgefunden. Allmählich hatte sich so etwas wie eine Gedächtniskultur entwickelt, die ihren Niederschlag in öffentlichen Gedenkreden zum Kriegsende oder zur ›Reichskristallnacht‹ fand. Auch die analytischen Institute hatten begonnen, sich mit ihrer Geschichte auseinanderzusetzen. Nicht zu vergessen, der Gau von Tschernobyl hatte alle erschüttert. – Die Fachschaft der analytischen Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten veranstaltete im Herbst 88 einen ersten Kongreß: »Zum Selbstverständnis der Kinder- und Jugendlichen Psychotherapeuten im Wandel der Zeit.« Mit einem neuen Selbstverständnis nahm ich an der Tagung teil. Endlich schien die



Zeit des Miteinander-Sprechen-Könnens mit meiner Generation gekommen! –

Abgeschlossen wurde die zweitägige Veranstaltung mit einem Referat: »Die Beschuldigung der Eltern löst nicht die Probleme der Kinder – Vergangenheitsbewältigung in Psychotherapie und Politik.«<sup>4</sup> T. Bauriedl stellte ihre Anschauungen zu Vergangenheit und Gegenwart mit dem Ziel dar, die drohende ökologische Katastrophe als ›Wiederkehr des Verdrängten‹ dem Massenmord an den Juden gleichzusetzen: »*Das Töten geschieht wie damals auch jetzt zum Teil industriell.*« Opfer und Täter galten ihr ununterschieden als Opfer einer längst vergangenen Zeit: »*Damals verfielen Juden, Russen, Polen, Tschechen, Franzosen, die eigenen Soldaten dem Holocaust... Trauer und Schmerz über die Ereignisse in der Vergangenheit können uns heute aus dem Zwang zur moralisierenden Trennung zwischen Opfern und Tätern befreien und uns helfen, uns selbst und unsere Eltern und Großeltern besser zu verstehen. ... Die derzeit wiederholt geforderte ›Historisierung des Nationalsozialismus‹ könnte uns... herausführen aus der krampfhaften Distanzierung vom ›Bösen‹ des Dritten Reiches...*« – Ich war nicht mehr fähig, dem Vortrag intellektuell zu folgen. »Bitburg« kam als leere Worthülse in mein Gedächtnis, dem folgte die Vision von toten Leibern in einem Massengrab, in dem ich mich in meinen alten Kinderkleidern neben meiner toten Mutter wieder fand. Ich schaute mich um, wollte mich vergewissern, daß ich lebte, daß Tag war und suchte in den Mienen der anderen eine Bestätigung für die Ungeheuerlichkeit des Gehörten. Nichts wurde sichtbar. Niemand erhob sich. Die anschließende Diskussion wurde von der Referentin mit folgendem Bericht eröffnet: Kürzlich habe sie diesen Vortrag auf einer Veranstaltung vor Juden gehalten. Dort sei ihr dann etwas ganz Schlimmes widerfahren: Aus völlig unerfindlichen Gründen seien die Juden über sie hergefallen und hätten sie beschimpft, wie sie nie zuvor in ihrem Leben beschimpft worden sei. – Ob irgend jemand im Saal für das Verhalten der Juden eine Erklärung habe? Das Publikum hatte eine: Daß die Juden, die ja die Opferrolle für sich allein gepachtet hätten, allen anderen Opfern die Rolle streitig machten, sei schon hinlänglich bekannt. Vor allem aber würden die Juden den Deutschen, die ja ebenfalls Opfer von Flucht, Vertreibung und Verfolgung geworden seien, die Opferrolle streitig machen.

Als wäre noch dieser besondere Auftakt nötig gewesen, verwandelte sich das Publikum – Hunderte von Psychotherapeuten – in eine dumpfe, antisemitische Masse. Wie denn, hätten sich z.B. die jüdischen Analytiker verhalten, wären sie damals an der Macht gewesen? Hätten sie dann nicht die deutschen Analytiker aus den Instituten vertrieben? Bauriedl nahm all diese ›Erklärungen‹ nickend und bestätigend entgegen, um dem Ganzen schließlich die Krone aufzusetzen: »*Immer spricht man von unserer Unfä-*

*higkeit zu trauern, aber die Juden haben ja ihre eigenen Toten bis heute auch noch nicht betrauert!*« Die dazu passende Anmerkung, unter dem Aspekt der »Wiederkehr des Verdrängten«, kam prompt aus dem Publikum: »Nun machen die Juden mit den Palästinensern ›dasselbe‹ wie die Nazis damals; nur, wir Deutschen, wir dürfen dazu immer noch nichts sagen!« –

Noch wie betäubt, nur Bruchstücke des Gehörten erinnernd, schrieb ich einige Tage später der Referentin einen Brief mit der Bitte, auf die unerträgliche Gleichsetzung von Opfern und Tätern zu verzichten; ich ertrüge die Vorstellung nicht, mit Adolf Eichmann in einem Boot zu sitzen und entschuldigte mich für die Tatsache, zugeben zu müssen, selbst Opfer und in einem KZ gewesen zu sein. Allerdings wüßte ich meine Ausgrenzungen bis zum heutigen Tag nur durch die Tatsache zu erklären, als Überlebende in diesem Land nicht willkommen gewesen zu sein. Nicht zuletzt deshalb hätte ich nur als Gast und nicht als anerkannte Psychotherapeutin an der Tagung teilgenommen. Den Weg über das Institut hätte ich mir nicht zugetraut, aus Angst vor Wiederholungen aggressiver Phantasien und Verdächtigungen: Wie denn »eine wie ich« mit deutschen Eltern und Kindern Therapie machen könne! Die ausgebildeten Therapeuten meines Jahrgangs hätten sich diese Frage bis heute nicht gestellt. Und so stünde ich da, eine Autodidaktin, isoliert und konfrontiert mit meinen Neidgefühlen. So offen hatte ich meinen Konflikt noch nie dargestellt. Es schien mir, als hätte ich eine Schamgrenze überschritten. Etwas mehr Distanz und Klarheit brachte mir die Antwort:

*»... Erst der Ausbruch von M. Brumlik in Bad Boll brachte mich auf den Gedanken, daß die alte Spaltung zwischen Juden und Nicht-Juden noch immer in einer Heftigkeit besteht, wie ich sie nicht vermutet hatte. Mit Brumlik konnte ich mich leider nicht verständigen. Er wollte nicht hören, daß es sich bei meinen Ausführungen nicht um eine Gleichsetzung, sondern um eine Aufzählung der schrecklichen Folgen des nationalsozialistischen Regimes handelte. ... Erst durch Ihre Hilfe wurde mir klar, welchen Stellenwert die Unterscheidung zwischen dem, was den Juden geschah und dem, was die nicht-jüdischen Deutschen erlitten, auch für die heute lebenden Juden hat, die ihre Identität nicht nur mit der unendlichen Opferrolle verbinden. ... Die Gleichsetzung oder besser gesagt den Vergleich der Zerstörung von damals mit der Zerstörung der Lebensgrundlagen unserer Kinder und Enkel heute ist mir allerdings wichtig. Ich will aufzeigen, wie scheinbar harmlose, scheinbar ›nichtwissende‹ Menschen, Täter und Mitäter sein können bei einer Zerstörung, deren volles Ausmaß erst später, zu spät erkannt wird. ... Die Tatsache, ... wer damals Opfer und wer Täter war, muß (und kann) dabei ... durchaus bestehen bleiben und anerkannt werden.«*

## Die Enteignung des Traumas

Der Brief versetzte mich in den Zustand einer mir bis zu diesem Augenblick unbekanntem Wut. Reemtsma schreibt: »Wem etwas angetan worden ist, der will sich rächen, und daran ist nichts verächtlich. Manchmal ist Rache heilsam, manchmal nicht.« In Ermangelung einer Öffentlichkeit und um meine zwiespältigen Gefühle zu beruhigen, erstellte ich über die durch den Vortrag ausgelösten Briefwechsel eine kleine Dokumentation, woraus ich folgende Zeilen von U. Plog zitieren möchte, weil diese Aussage Bemerkenswertes festhält:

*»... Die Lektüre berührt mich an einem Thema meines Lebens, das bisher keine Beruhigung gefunden hat, bei dem ich immer wieder in mir die Sicherheit suche: mit der durch das 3. Reich entstandenen Schuld verantwortlich umzugehen. ... Um Schuld zu erkennen, ihre Bedingungen und ihr Ausmaß, müssen wir Zeit haben und Wissen erwerben. Das führt unausweichlich an die Grenzen des Schamgefühls, die die damaligen Täter bedenkenlos überschritten. Vor diesem Schamgefühl sollten wir nicht weglaufen, sondern Schuld und Trauer sollten uns berühren. – Ich gehe auf die Dinge deswegen ein, um zu zeigen, daß es die Identität von Tätern und Opfern nicht gibt. Janine Chasseguet-Smirgel schreibt: ›Wir stehen vor einer Auswirkung des Schuldgefühls, das einige Deutsche veranlaßt, sich unbewußt mit den Opfern ihrer Eltern oder gar ihrer Großeltern zu identifizieren. Die entstellte, verstümmelte, zensierte Vergangenheit wird aktualisiert: auf die Folgen der Umweltzerstörung als die bevorstehende Katastrophe... Wichtig ist mir, die Spannung, die sich dadurch ergibt, daß ich nicht Opfer war, daß meine Eltern nicht Opfer waren, zu halten, um das ungeheure Leid derer, die Opfer waren – und sind – nicht zu enteignen.«*

Die Wirkung dieser Worte auf mich war unvergleichlich: So, als hätte ich nach einer öffentlichen Verurteilung, meine enteignete Vergangenheit – mit Brief und Siegel versehen – von einem Gericht zurückerhalten. Darüber hinaus war das, was vor sich gegangen war, transparent geworden und das Delikt hatte endlich einen Namen: Enteignung! – »Gleichwohl ist die Strafe für das Opfer von hoher Bedeutung«, schreibt Reemtsma. »Nicht weil sie die Rachebedürfnisse erfüllt, denn das tut sie meistens nicht. Sondern weil die Strafe die Solidarität des Sozialverbandes mit dem Opfer demonstriert.«

## Kinder – Überlebende

Als ein Jahr später, im Herbst 1989, kurz vor dem Fall der Mauer, zum erstenmal auf deutschem Boden ein internationaler Kongreß zur Trauma-

tisierung der Opfer unter dem Thema: »Psychische Schäden alternder Überlebender des Naziterrors und ihrer Nachkommen« in Hannover stattfand, hatte ich mich – mit dem vagen Gefühl, Traumatisierung hätte vielleicht auch etwas mit mir zu tun, obwohl ich nicht Überlebende eines Vernichtungslagers war – zu einer Teilnahme entschlossen. – Die Erfahrungen, die ich dort sammeln konnte, wurden für mich zu einem bedeutsamen Erlebnis. Ich lernte jüdische Psychoanalytiker verschiedener Länder kennen. Endlich bekam ich einen Begriff von dem, was Psychoanalyse sein konnte. Ich wurde vertraut gemacht mit der Bezeichnung »child-survivors«, »Kinderüberlebende« und erfuhr etwas über deren Bewältigungsstrategien, die meinen sehr ähnlich sind. Ich begegnete Milton und Judith S. Kestenberg,<sup>5</sup> Von ihnen ließ ich mich interviewen und erzählte zum erstenmal die Geschichte meiner Verfolgung und etwas über mein »Leben danach«. Schließlich konnte ich Begriffe, wie: »Trauma« und »Re-Traumatisierung«, mit eigenem Erleben füllen. –

Mit dem mich persönlich überraschenden Vorwurf, die deutschen Analytiker hätten sich bisher nur mit den Traumata der Opfer des Holocaust, nicht aber mit den traumatisierten deutschen Kriegs- und Täter-Kindern beschäftigt, sind die bisherigen Gleichsetzungs-Strategien – nun in der Diskussion um die 2. Generation von Opfern und Tätern – um eine Variante bereichert worden: Unter der Prämisse, auch heute noch würden die Kinder der Täter schuldig gesprochen und mit den Tätern in einen »Topf« geworfen, fordern die Patienten von T. Moser<sup>6</sup>, endlich auch in den »Nazi-Opfer-Topf« aufgenommen zu werden. Um eine plausible Voraussetzung für diesen Anspruch zu schaffen, unterstellt Moser den Holocaust-Opfern in einem »Pakt des Schweigens« –, in nichts vom Schweigepakt der Täter unterschieden –, ihre Kinder für ihre Zwecke »gebraucht« und »mißbraucht« zu haben. Das »Unsagbare« zeitige nun bei den Nachkommen beider Seiten die gleichen »destruktiven Überlebensmechanismen«. Diese Hypothese, die er als »überwältigendes« Forschungsergebnis deklariert, erlaubt ihm die Folgerung, die Nachkommen von Tätern und Opfern verbinde nun eine »fast unerträgliche Verwandtschaft«. Denjenigen, die dieser Gleichsetzung einschließlich ihrer Implikationen – verwandte Kinder haben bekanntlich miteinander verwandte Eltern – widersprechen wollten, nimmt er, manipulativ vorseilend, das Urteil – »unerträglich« – aus dem Munde.

Als das Werk von A. Eckstaedt<sup>7</sup>, der Vorläuferin von T. Moser, erschienen war, entdeckte ich – neben vielen anderen, z.B. auch aufrechennden Unerträglichkeiten – bei einem Textvergleich, eine bis in ungewöhnliche biographische Details reichende Übereinstimmung zwischen einem angeblich von der Autorin behandelten Patienten der 2. Generation und der Biographie eines bekannten Täters. Es gab genügend weitere Hinwei-

se, die an der Authentizität und der vorgegebenen Wissenschaftlichkeit der Autorin zu berechtigten Zweifeln Anlaß gaben. Damals habe ich mit einem Offenen Brief reagiert, den die Zeitschrift »Psyche« jedoch, mit Rücksicht auf die Autorin, nicht drucken wollte. Statt dessen habe ich mit einer Rezension<sup>8</sup> geantwortet. Die Diffamierungen, die T. Moser<sup>9</sup> mir daraufhin angedeihen ließ, indem er mir u.a. unterstellte, ich hätte die Kinder der Täter schuldig gesprochen, kränkten mich jedoch kaum, wußte ich mich doch endlich in »guter Gesellschaft«! Woran erkenne ich – in Gesellschaft von PsychotherapeutInnen – ob es eine gute Gesellschaft ist? Progressivität und politische Aufgeschlossenheit sind keine Garantie dafür, daß nicht im Untergrund etwas ganz anderes verborgen ist. Was einige wenige sich unter mühevollen Bedingungen angeeignet haben, wird von etlichen, die dieser Berufsgruppe angehören, usurpiert. Allzu schnell bekennen sie öffentlich »Schuld- und Schamgefühle«, wie etwa T. Moser, schreibt: »Auch ich mußte mich bei der Arbeit damit auseinandersetzen, wie viele Formeln des öffentlichen Diskurses von Schuld und Abscheu ich einbauen sollte, um die neuen Gedanken abzusichern.« Das bekundet eine erstaunliche affektive Indifferenz, die schnell in Feindseligkeit umschlagen kann. Deshalb ist der Umgang mit ihnen für mich kränkender geworden. Die abgewehrte Seite einer Gesellschaft leben zu müssen, ist schwer. Es kann an den Rand des Wahnsinns führen oder in ihn hinein. Ich wollte die längste Zeit das Abgewehrte unterlaufen, wollte vermeiden, Schuldgefühle zu provozieren und ins »Feindesland« zu geraten. Ich wollte leben, Erfolg haben und wollte, daß man mich akzeptiert. Jeder dieser Versuche mußte in diesem Land unweigerlich an den Rand der Illoyalität mit den Ermordeten führen. Um diesem Konflikt zu entkommen, habe ich vermutlich manch ein double-bind inszeniert, etwa nach dem Muster: Du darfst dich meiner wegen nicht schuldig fühlen, obwohl ich dich auf der schuldigen Seite weiß! Schließlich fand ich mich selbst auf der schuldigen Seite wieder als eine, die sich wegen dieser Versuche schämte.

Während des Genozid sind eineinhalb Millionen jüdische Kinder ermordet worden. – Es gibt in dieser – meiner – Altersgruppe kaum Überlebende in Deutschland. Kann es sein, wenn eine/r sich »arglos« erst einmal mit meinem »Phänotyp« identifiziert hat, daß der/dieselbe in eine tiefe Verstörung gerät, wenn der »Genotyp« – das überlebende jüdische Kind – plötzlich wie ein Gespenst im vertrauten Praxisraum sitzt? – Mit diesen Überlegungen möchte ich zum Abschluß eine Episode wiedergeben, die vielleicht etwas von alledem enthält. Vielleicht vermittelt die absurde Argumentation meiner Gesprächspartnerin etwas von der Verwirrung, in der sie sich befunden haben muß (und in die ich anschließend geraten bin).

## Die jüdische Großmutter

Es ist noch gar nicht lange her, da bewarb ich mich bei einer – mir persönlich nicht bekannten – Psychoanalytikerin, die Lehranalytikerin und Supervisorin ist, um einen frei gewordenen Supervisionsplatz in deren Gruppe. Meine zukünftigen KollegInnen sollten Mitarbeiter aus allen sozialen Berufen sein. Die Verständigung schien anfangs gut. Dann kam sie ›zur Sache‹: »Ihre Herkunftsfamilie!« Ich erschrak, weil ich mit dieser Frage nicht gerechnet hatte. Was sich dann ereignete, gebe ich, dem ungefähren Wortlaut entsprechend, wieder:

»So, Sie sind Jüdin! – Was heißt das? – Sie hatten eine jüdische Mutter? – Was war mit der? – So, Ihre Mutter war in Theresienstadt? – Halbjuden wurden doch gar nicht deportiert! Das weiß ich genau! – Und Sie, wo waren sie in der Zeit? – Auch dort? Wieso das? Wieso dort? – Ach, der Großvater hat sich scheiden lassen! Wo ist Ihre Mutter jetzt? – So, ist gestorben! – Und Ihr Vater? – In Südamerika? Wieso dort? – Seit wann dort? Hat er Sie und Ihre Mutter sitzen lassen? – Nein, nein, die näheren Umstände will ich gar nicht wissen! – Was ist denn mit Ihnen los! Sie haben ja Atembeschwerden! Sie kriegen ja kaum noch Luft! Das kann doch nicht sein! – Offenbar haben Sie diese Geschichten noch gar nicht richtig verarbeitet! Haben Sie sich mit dem Problem jemals beschäftigt? – Wissen Sie, in meiner Gruppe sind nur reife, reflektierte Persönlichkeiten, Menschen, die mit ihren Problemen souverän umgehen können. Da kann ich Sie nicht aufnehmen. Da passen Sie nicht hinein! Ganz abgesehen davon, gefallen Sie mir nicht. Ist es möglich, daß Ihnen das noch niemand gesagt hat, vielleicht aus Angst für antisemitisch gehalten zu werden? – Nein, nein, Ihr Leben hat mit Ihrer Geschichte nichts zu tun, glauben Sie mir! – Erzählen Sie mir nicht, das Thema »Juden und Verfolgung« unterläge heute noch irgendeiner Verleugnung oder einem Tabu. Das pfeifen die Spatzen ja längst von den Dächern! – Sie hatten eine Auseinandersetzung mit Frau Bauriedl? – Der einzige Fehler an Frau Bauriedl ist, daß sie versucht, Politik und Psychoanalyse zu verbinden. – Mehr nicht! – Aber Sie würden Frau Bauriedl sicher am liebsten ermorden! – Was hat das alles überhaupt mit Ihnen zu tun? – Ich lese übrigens gerade Ruth Klüger: »weiter leben«. Kennen Sie das Buch? – Tatsächlich?! Eine vorzügliche Frau. Da hätten Sie sich ein Beispiel nehmen können. – Glauben Sie mir, nicht jeder, der Sie ablehnt, ist ein Antisemit, schon gar nicht als Psychoanalytiker! – Übrigens habe ich kürzlich erst erfahren, daß ich selbst eine jüdische Großmutter hatte.«

Bei meinen Versuchen, das verunglückte Zusammentreffen mit dieser Frau zu analysieren, stellte sich mir auch die Frage nach der Funktion der jüdischen Großmutter. Wäre es möglich, daß der Umgang mit mir, etwas mit der jahrzehntelangen Verleugnung dieser Großmutter zu tun

gehabt haben könnte? Noch bevor ich darauf eine Antwort<sup>10</sup> gefunden hatte, wurde mir bewußt: Es gibt da auch bei mir eine Großmutter, ein Großelternpaar, das ich zumeist nur am Rande erwähnte, von dem ich kaum etwas wußte, von dem ich nicht einmal ein Foto besaß: Sylvia und Salomon! Was ließ sie mir so fremd und fern erscheinen? Mein ferner Vater? Ihr gewaltsamer Tod oder ihre ursprünglich polnische Herkunft? – Nach dem Kongreß in Hannover fanden sich, angeregt von J. S. Kestenberg, im Jahre 1990, einige jüdische und nicht-jüdische Psychoanalytiker/innen, die sich bereit erklärten, Kinderüberlebende aufzuspüren und zu interviewen. Wir sind seither eine feste Arbeitsgruppe. Ich bin in der Gruppe neben anderen, die den Krieg als Kinder noch miterlebt haben, die Älteste. Die jüdischen Teilnehmer/innen sind nach dem Krieg geboren. Sie gehören zur 2. Generation. Anfangs hat es in der Gruppe mancherlei Schwierigkeiten in der gegenseitigen Akzeptanz gegeben. Wir haben einige Zeit damit verbracht, für uns zu klären, was eigentlich der Unterschied zwischen Antisemitismus und Schuldabwehr infolge des Holocaust sein könnte. – Wir haben Mißtrauen überwunden und drohende Spaltungen überstanden. Wir haben einen Anfang gemacht... Auch hier gilt es, die »Spannung zu halten« und weder das Leid auf der einen – noch die Schuldgefühle auf der anderen Seite – zu »enteignen«.

### Anmerkungen und Literatur

- Kluge, F. (1960) Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Aufl. Berlin.
- 1 Reemtsma, J. Ph. (1997): Im Keller. Vorabdruck in: »Der Spiegel« Nr. 1/30. Dez. 96; Nr. 2 / 6. Jan. 97; Nr. 3 / 13. Jan. 97; Hamburger Edition Verlagsges.
  - 2 Bolesch, C: Die zweite Befreiung des Jan Philipp R. in: Süddeutsche Zeitung v. 10.1.97.
  - 3 Finkelgruen, P. (1992): Haus Deutschland oder die Geschichte eines ungesühnten Mordes. Rowohlt. Berlin.
  - 4 Bauriedl, T. (1988): Das Leben riskieren, Piper.
  - 5 Stoffels, H. (Hrsg.) (1991): Schicksale der Verfolgten. Springer Verlag. Darin: Kestenberg, J. S. et al.
  - 6 Moser, T. (1996): Dämonische Figuren. Die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychotherapie. Suhrkamp
  - 7 Eckstaedt, A. (1989): Nationalsozialismus in der »zweiten Generation«. Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen. Suhrkamp.
  - 8 Treplin, V. (1992): Eine Auseinandersetzung mit dem Buch von A. Eckstaedt, Nationalsozialismus in der »zweiten Generation«. In: Luzifer-Amor, Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse. 5. Jahrg. Heft 9. »Hitlerdeutungen«. Tübingen.
  - 9 Moser, T. (1993): Politik und seelischer Untergrund. Suhrkamp TB, S. 33 ff.
  - 10 Rosenthal, G. (1992): Kollektives Schweigen zu den Nazi – Verbrechen. In: Psychosozial, 15. Jahrg. Heft III.

## Ein welterfahrenes Wesen mit einem Spalt darin\*

Fremdheit zwischen Ost und West

Cornelia Weiß

### Zusammenfassung

Die Autorin beschreibt wesentliche Etappen ihrer Biographie und Sozialisation als Ostdeutsche. 1970 geboren, beziehen sich ihre Erinnerungen vor allem auf den schulischen Bereich. Sie beschreibt und reflektiert, wie sie zu einer distanzierteren Haltung gegenüber der DDR-Gesellschaft gefunden hat. Die Wendezeit brachte die Konfrontation mit der westlichen Welt. Anhand einiger Beispiele beschreibt sie die Fremdheit, die sie in der Auseinandersetzung mit der westlichen Gesellschaft erlebte.

»Ein Ostberliner Hund und ein Westberliner Hund treffen sich auf der Straße, und während sie sich anpissen, fragen sie sich: War da nicht mal was zwischen uns?«

So beschrieb der niederländische Liedermacher Hermann van Veen in einer Talkshow im November 1992 das deutsch-deutsche Verhältnis. Mittlerweile sind ein paar weitere Jahre ins wiedervereinigte Land gezogen. Haben die beiden Hunde inzwischen begriffen, daß sie zum Pinkeln besser das andere Bein heben sollten? Folgt man der öffentlichen Meinung, so scheint die große Mehrzahl der deutschen Hunde gemächlich weiter in die gewohnte Richtung zu pinkeln. Nur wenige scheinen begriffen zu haben, daß die Mauer weg ist und daß es nun an der Zeit ist, sich auch mit dem eigenen Dreck auseinanderzusetzen. Ich werde versuchen, einigen Aspekten der Fremdheit zwischen West und Ost nachzugehen, so wie ich sie in meinen alltäglichen Begegnungen wahrnehme. Meine Erfahrungen beziehen sich im wesentlichen auf die Situation in Berlin. Ich bin in Ostberlin aufgewachsen und lebe auch heute noch in diesem Teil der Stadt. Da ich jedoch seit 1990 in Westberlin studiere, bin ich in beiden Teilen Berlins viel unterwegs und habe hier wie dort intensive Kontakte zu Menschen aus unterschiedlichsten Lebensbereichen. Dies ist keineswegs so selbstverständlich. Denn selbst hier, in dieser wiedervereinigten Stadt, gibt es das verblüffende Phänomen, daß viele Berliner/innen nach wie vor kaum in den anderen Stadtteil gehen und kein Interesse daran haben, persönliche Beziehungen mit Menschen der anderen Seite einzugehen. Ost-West-Unterschied



de werden lieber mit Vertreter/inne/n der eigenen Seite diskutiert. Das ist einfacher als sich wirklich mit dem Fremden auseinanderzusetzen und schützt davor, die eigene Identität hinterfragen zu müssen.

Ich habe mich oft gefragt, ob die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen tatsächlich so einschneidend sind. Schließlich gibt es auch innerhalb der Kategorien »West« und »Ost« wahrlich gravierende Unterschiede, und die Frage nach »Ost« oder »West« muß nicht unbedingt das entscheidende Kriterium für die Fremdheit zwischen mir und einer/einem anderen Deutschen sein. Doch dann gab es auch immer wieder Situationen, in denen gerade die Ost- oder Westherkunft zum ausschlaggebenden Kriterium wurde, nämlich wenn Sachverhalte aus der DDR, meiner Ansicht nach falsch dargestellt oder völlig irrwitzig zitiert wurden oder aber, wenn der andere Hintergrund der Ostdeutschen einfach ausgeblendet wurde, während er mir geradezu ins Auge sprang. Häufig fühlte ich mich gegenüber Westdeutschen dann sofort als DDR-Spezialistin und wurde von ihnen auch als solche behandelt. Da ich jedoch denke, daß erst dann eine wirkliche Annäherung zwischen Ost- und Westdeutschen stattfinden kann, wenn wir anfangen, uns gegenseitig unsere Geschichte zu erzählen, möchte ich hier einige Erlebnisse zusammentragen, die mich wesentlich als Ostdeutsche geprägt haben.

Mein Land hat mich verzogen, und gehe doch nicht krumm

Ich gehöre zu dem beneidenswerten Jahrgang derjenigen, die in der DDR gerade die Schule abgeschlossen hatten (Abitur im Frühjahr 1989) und nun relativ bruchlos den neuen Lebensabschnitt in neuen gesellschaftlichen Verhältnissen beginnen konnten. Da ich genug hatte von der geisttötenden Verschulung des DDR-Bildungssystems (die DDR wird zu Recht eine »Erziehungsdiktatur« genannt) und mich auch nicht länger mit der verlogenen Doppelzüngigkeit des alten Lehrpersonals auseinandersetzen wollte, kam ein Studium an der Humboldt-Universität in Ostberlin für mich nicht in Frage. So begann ich im Herbst 1990 an der Freien Universität in Westberlin, Judaistik zu studieren. Judaistik! Meine westdeutschen Verwandten schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Wie konnte ich nur so etwas Ausgefallenes studieren? Aber ich scherte mich nicht um die Probleme des Arbeitsmarktes. Ich genoß noch etwas die Illusion von den unbegrenzten Möglichkeiten. Später wechselte ich dann in den Diplomstudiengang Psychologie. Dies war das Fach, für welches ich mich schon einmal beworben hatte: 1988 an der Karl-Marx-Universität in Leipzig. Ich war abgelehnt worden. Begründung: Kapazitätsmangel. Den eigentlichen Grund weiß ich bis heute nicht.

Es gehörte zur Methode der DDR-Staatsmacht, die Bürger/innen wie Untertanen zu behandeln. Eine »höhere Macht« entschied zum Beispiel über den beruflichen Werdegang der/des einzelnen, ohne darüber wirklich Rechenschaft ablegen zu müssen. Die Gründe von Entscheidungen blieben im dunkeln und ließen allerlei Spekulationen zu. Da es nicht möglich war, eine Benachteiligung nachzuweisen, nützten in der Regel auch die »Eingaben« nichts. Im übrigen stimmte es natürlich, daß für jeden Abiturienten ein Studienplatz freigehalten wurde. Der Direktor meiner Schule versuchte, mir in einem bedrückend förmlichen Gespräch ein Chemietechnik-Studium in irgendeiner Kleinstadt aufzuschwatzen. Ich fühlte mich sehr unter Druck gesetzt, denn ich wußte: dies war das letzte Angebot. Tapfer lehnte ich ab. Nun sah ich einer trostlosen Zukunft entgegen, denn ich mußte befürchten, daß politische Gründe – die oppositionellen Aktivitäten meines Vaters – zu der Ablehnung geführt hatten.

Das belastende Gespräch mit dem Direktor fand übrigens nicht an einer »roten Oberschule« statt, sondern an der konfessionellen EOS »Theresienschule«. Diese Schule war die einzige nicht-staatliche Oberschule mit staatlich anerkanntem Abitur. Es wurden nur konfessionell gebundene Berliner Mädchen zugelassen – pro Jahrgang eine Klasse von ca. 20 Schülerinnen. Daß diese Schule, die in der Hitlerzeit geschlossen worden war, in der DDR existieren konnte, war ein ausgesprochenes Unikum und ging auf einen Beschluß der Alliierten zurück. Aber natürlich behielt sich das Ministerium für Volksbildung auch hier Einflußmöglichkeiten vor und wählte zum Beispiel – selbstverständlich nach undurchsichtigen Kriterien – die Schülerinnen aus. Ich hatte das große Glück, in die damalige neunte Klasse aufgenommen zu werden. Damit war für mich gesichert, daß ich das Abitur machen konnte, was in der DDR bei weitem nicht allen Interessent/inn/en möglich war. Allein um das Abitur zu machen, waren in der Regel schon erste Zugeständnisse nötig. Es wurden handfeste Loyalitätsbeweise gegenüber dem Staat verlangt. Als solche galten die Mitgliedschaft in den staatlichen Kinder- und Jugendorganisationen (Thälmann-Pioniere und FDJ) und die Teilnahme an der Jugendweihe. Für Jungen hieß das außerdem in der Regel, daß sie sich für drei oder mehr Jahre Armeedienst verpflichten mußten. Jegliche Art von politischen Abweichungen wurde bestraft; einzige Ausnahme waren ab und an Kinder aus Pfarrhäusern, da der Staat auf ein gutes Verhältnis zu den Kirchen Wert legte.

Mit der Aufnahme in die Theresienschule hatte ich nun erst einmal ausgesorgt. In den Jahren zuvor, an der Polytechnischen Oberschule »Julius Fucik«, hatte ich mich jedoch mit den üblichen Loyalitätsbeweisen an die Anforderungen angepaßt. Ich blendete mich mit dem Argument, daß sich nur von innen heraus etwas ändern ließe. In Wirklichkeit zählte jedoch nur der formelle Akt der Unterwerfung; Engagement war nicht ge-

fragt. Die Unterwerfung war der Preis, den man zu zahlen hatte, wenn man sich nicht die Zukunft verbauen wollte, und ich habe ihn bezahlt. Doch das war keinesfalls ein reibungs- und schmerzloser Prozeß. Da waren die Tränen, die ich aus Enttäuschung und Wut vergoß, nachdem ich schließlich begriffen hatte, daß die Lehrer/innen, denen ich vertraute, mich belogen und benutzt hatten, und da war auch manch trotziger Protest und der Zorn über Demütigungen, so beispielsweise wenn eine Lehrerin auf der Treppe meine persönlichen Sachen ausschüttete, weil ich sie in eine Plastetüte mit westlichem Werbeaufdruck getan hatte.

Wer wie ich zu Hause kritische Meinungen hörte und tabuisierte Fakten aufschnappte, lebte in der Schule in einer ständigen Anspannung. Es galt, permanent aufmerksam zu sein, versteckte Absichten zu entschlüsseln und die richtige Entscheidung zu treffen: Kann ich mitgehen, verberge ich mich oder weigere ich mich? Zum Beispiel: Warum fragt die Lehrerin so genau nach den Fernsehnachrichten des Vorabends? Will sie herausbekommen, ob meine Eltern Westfernsehen schauen? Wie tief die Verunsicherung und die hilflose Suche nach vertretbaren Positionen bei vielen DDR-Kindern ging, zeigt sich meines Erachtens auch in dem verbreiteten Phänomen der unbewußten Weigerung, Russisch zu lernen. »Von der Sowjetunion lernen heißt Siegen lernen.« Das war die ständige Lehre. Als ich zur Schule ging, bedeutete das jedoch bei weitem nicht »Glasnost« oder »Perestroika«.

Da ich an einer relativ gemäßigten Schule war, blieb mein Vertrauen trotz allem recht lange ziemlich ungebrochen. Unsere Schule war nach dem tschechischen Widerstandskämpfer Julius Fucik benannt, und alle Jahre hörten wir von seinem Mut, für seine Überzeugungen einzustehen und sogar den Tod zu riskieren. Die Erziehung zu »besseren Menschen«, die Beschwörung der überlegenen »sozialistischen Moral«, ging auch an mir nicht spurlos vorbei. Wofür solche Menschen wie Fucik gekämpft und selbst den Tod nicht gescheut hatten, das mußte doch gut sein. Wir wurden als Kinder so mit antifaschistischen und kommunistischen Helden zugeschildert, daß es nicht leicht war, den Wolf unter dem Schafspelz ausfindig zu machen. Wer einmal, so wie die Führungsriege der DDR, gegen die Nazis gekämpft hatte, der war per se und für immer Antifaschist und konnte nur Gutes im Sinn haben. Daß der Faschismus auch in der DDR weiterlebte, das können oder wollen bis heute nur wenige wahrhaben. Es war doch so bequem, sich hinter dem proklamierten Antifaschismus auszuruhen und zu glauben, Zivilcourage und Widerstand seien nur in längst vergangenen Zeiten notwendig gewesen.

## Und hat mich was belogen, und bin doch gar nicht dumm

An der Theresienschule bekam ich dann die Chance, aus einer »Nische« heraus distanzierter auf die DDR zu blicken. Für viele Jugendliche haben die kirchliche Jugendarbeit oder die Aktion Sühnezeichen (die übrigens auch für meine Entwicklung wichtig war) eine ähnliche Rolle gespielt. Die Theresienschule genoß Sonderrechte, die für uns Schülerinnen einen außerordentlichen Gewinn darstellten. So blieb mir beispielsweise ZV (Zivilverteidigung), die an den Schulen durchgeführte paramilitärische Ausbildung in Uniform, erspart. Die Lehrer/innen ließen untergründig ihre Distanz zu politisch konnotierten Lehrstoffen durchblicken. Kreativität und Individualität wurden gefördert, der Staatsbürgerkundeunterricht wurde durch Religionsunterricht ergänzt, und nach Abhandlung des vorgegebenen Lehrplans wurden auch Themen besprochen, die im gesellschaftlichen Diskurs der DDR unter den Tisch fielen. Trotz der Ausschöpfung der Freiheiten blieb die Schule jedoch, aus der ständigen Angst, geschlossen zu werden, immer auch eng im Rahmen der vorgegebenen Grenzen. Die »Schere im Kopf« funktionierte hier wie überall in der Gesellschaft. Man gab sich nur der Illusion hin, daß man sie am Schultor abgeben konnte. Immerhin entstand durch die relative Autonomie der Schule doch ein Schutzraum, der eine distanziertere Wahrnehmung der gesellschaftlichen Realität zuließ. Wenn man in der DDR lebte, nun aber auf wundersame Weise für ein paar Jahre (zumindest scheinbar) aus dem Karussell aussteigen und so die Absurdität mancher Normalitäten besser sehen konnte, stellte sich automatisch eine kritischere Sicht ein. Andererseits war es in der Nische auch viel zu gemütlich, um aus ihr heraus aktiv zu werden. Nur so kann ich es mir erklären, warum mich zum Beispiel die Berichte einer Klassenkameradin darüber, wie sie als Punk von der Polizei behandelt wurde, nicht aufrüttelten. Ich hörte sie mir eher wie schaurig schöne Märchen an.

Meine erste wirkliche Lehre war die Ablehnung an der Uni. Denn nun mußte ich mir eingestehen, daß ich mich umsonst unterworfen hatte. Ich schämte mich, den scheinbar sicheren Weg gegangen zu sein und war wütend über den Verrat. Der Staat hatte seinen Teil der Verabredung nicht eingehalten. Heute bin ich über diese Lehre natürlich froh, da ich durch sie zu mehr Distanz gegenüber dem DDR-System fand. So kann ich mir sagen, daß ich zum Zeitpunkt der Wende nicht auf dem Weg zur weiteren Anpassung war, sondern schon einen ersten Bruch vollzogen hatte. Bei der Wahl im Frühjahr 1989 wählte ich als »Jungwähler« zum ersten Mal und ging ängstlich, aber stolz in die »Kabine«, um »Nein« zu wählen. Als ich im September begann, als pflegerische Hilfskraft zu arbeiten, trat ich bei der FDJ-Vertretung des Klinikums offiziell aus der FDJ aus. Die nachschulischen Loyalitätsbezeugungen, die Mitgliedschaft im FDGB und in

der DSF, verweigerte ich. Ich hatte beschlossen, keine Rücksicht mehr zu nehmen auf eine zweifelhafte Zukunft, wenn der Preis die Verleugnung meiner Überzeugungen wäre. Vom unterwürfigen Mitlaufen hatte ich mich verabschiedet, aber zum politischen Widerstand war es natürlich noch ein weiter Weg. Ob ich diesen Weg gegangen wäre, weiß ich nicht. Die Alternative einer Übersiedlung in die Bundesrepublik lag bis zuletzt außerhalb meines Vorstellungsvermögens. Der Glaube, nur von innen heraus das System verändern zu können, war noch viel zu fest verwurzelt. Diejenigen, die die DDR verließen, ließen nach meinem damaligen Empfinden die ohnehin schon wenigen Aufrechten im Stich.

Parallel mit der geschilderten Entwicklung war ich damals damit konfrontiert, daß mein Vater sich immer offener gegen den Staat äußerte und in der Bürgerrechtsbewegung aktiv wurde. Schließlich wurde unsere Wohnung von Stasi-Männern observiert, ich erhielt von meinen Eltern eine Unterweisung für den Fall einer Hausdurchsuchung und eine Liste mit Namen von Leuten, die ich im Fall einer Verhaftung kontaktieren sollte. Nun erst kamen die Angst und das Gefühl, nicht in einem sicheren, friedliebenden Staat zu leben. Erst wenn man selbst oder ein Mitglied der Familie öffentlich die Tabus antastete, zeigte sich die Staatsmacht mit ihrem wahren Gesicht. Für meine Generation, die den 17. Juni 1953 nicht erlebt hatte, war daher der 7./8. Oktober 1989 ein ziemlicher Schock. Wir waren aufgewachsen in einem Gefühl der Sicherheit und mit Liedern wie »Mein Bruder in der Volksarmee« und mit Geschichten über die Volkspolizisten, »unseren Freunden und Helfern«. Nun aber waren Berichte zu hören von massenhaften brutalen Übergriffen: von Schlägen, Tritten, Demütigungen und Vergewaltigungen. Plötzlich schien die SS, das ferne Schreckensbild, wieder lebendig zu werden. Es erstaunt mich immer wieder, wie schnell die Erinnerungen an diese zwei Tage verschwunden sind. Sie sind zugedeckt mit den Freuden des 4. November, der großen, lebensfrohen Demonstration in Berlin, und des 9. November, der »Wahnsinnsnacht« des Mauerfalls. Die »friedliche Revolution« hat verhindert, daß das Schreckensgesicht der DDR wirklich in seiner ganzen Dimension sichtbar wurde.

Die Wendezeit erlebte ich als pflegerische Hilfskraft im Krankenhaus. Zwei Monate lang hatte ich das zweifelhafte Vergnügen gehabt, die politische Dimension eines »sozialistischen Kollektivs« kennenzulernen. Dann wurden die alten Spielregeln nach und nach außer Kraft gesetzt. Für einen winzigen Augenblick standen die alten Funktionäre entblößt und etwas verunsichert da. Doch niemand stellte sie zur Rede, und so waren da weder Scham noch Reue, sondern geschmeidig und unverschämt paßten sie sich den neuen Anforderungen an. Ich selbst ließ mich viel zu sehr von der Erleichterung und Freude des neuen Aufbruchs mitreißen. Für ein paar Wochen gab ich mich der Illusion hin, daß nun von sich aus alles anders

werden würde. Ich glaubte, nun würden alle nach Demokratie streben und denen folgen, die in den Bürgerbewegungen und am Runden Tisch neue Wege aufzeigten. Die Freude und die Euphorie nahmen am 18. März 1990 jedoch ein jähes Ende. Der Ausgang der ersten demokratischen Volkskammerwahl, für die ich mich voller Optimismus als Wahlhelferin zur Verfügung gestellt hatte, zeigte mir, daß ich die Menschen völlig falsch eingeschätzt hatte. Nicht die Erneuerung der Gesellschaft, nicht Freiheit und Gerechtigkeit – was doch die Ziele des mutigen Aufbegehrens gewesen waren – wurden weiter angestrebt, sondern es zählte einzig und allein die schnelle Anbindung an die Bundesrepublik. Traurig und resigniert zog ich mich aus dem politischen Feld zurück.

Ich hebe, gegen allen Verstand, zu klagen an

In der Bundesrepublik, wo es so viele verlockende Angebote gibt, ist es noch einmal um einiges leichter und angenehmer als in der DDR, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Dennoch war es eine emotional unglaublich anstrengende Zeit. Ich mußte mich von der DDR verabschieden, die ja trotz allem mein Zuhause, meine Heimat gewesen war. Ich mußte mich auch von den Illusionen und Euphorien der Wendezeit verabschieden, und ich mußte die neue Gesellschaft kennenlernen und mir einen Platz in ihr suchen. Versuche ich mich daran zu erinnern, was für mich am Anfang in Westberlin besonders auffällig war, so kommt eine bunte Mischung zustande: Es roch anders auf den Straßen. Die Abgase der Autos und die Pommes-Buden stanken anders, und im Winter fehlte der Dunstschleier der Braunkohleöfen. Alles war so bunt und bewegt; meine Sinne wurden ständig überflutet. Als sich die riesigen Werbetafeln auch in Ostberlin breitmachten, wehrten sich viele Ostberliner/innen noch einige Zeit gegen diese abnorme Art, die Stadt bunter zu gestalten, indem sie neue Plakate regelmäßig abrisen oder übermalen. Irgendwann siegte jedoch die Werbung. Die Menschen wirkten auf mich befremdlich. Auch sie schienen mir alle so bunt und geleckert. In dem Bestreben, schon das Äußere so individuell wie möglich zu gestalten, sahen sie in meinen Augen doch alle irgendwie gleich aus. Besonders die Gesichter machten mir lange Zeit Schwierigkeiten. Sie waren häufig hinter ausgefallenen, knallbunten Brillengestellen versteckt, die die Gesichter ganz künstlich erscheinen ließen. Dann natürlich die Kaufhäuser und Supermärkte. Regale voller bunter Dinge. Die leckeren Süßigkeiten, die die »Westpakete« meiner Kindheit so attraktiv gemacht hatten. Nicht fünf Sorten Zahnpasta, sondern fünfzehn. Nun mußte man nicht mehr auf einen der abgezählten Einkaufskörbe warten, sich nicht von mürrischen Verkäufer/inne/n anknurren lassen, und die alte Standard-

frage: »Haben Sie ...?« verlor ihren Sinn. Es kam allerdings einem Kulturschock gleich, als ich mich zum ersten Mal zu den Regalen mit Hunde- und Katzenfutter verirrte. Mir wurde regelrecht schlecht, so daß ich schleunigst an die frische Luft mußte. Denn da war noch etwas anderes, was ich zuvor nicht gekannt hatte: bettelnde, in Lumpen gehüllte, magere Menschen auf den Straßen. Und dagegen dann diese Flut an Dosen mit feinstem Futter für die lieben Tiere. Bis heute meide ich diese Regale wie die Pest. Den zweiten Kulturschock hatte ich, als ich mich einmal an einem Nachmittag in Aachen in eine Seitenstraße verließ und nach einigen Schritten plötzlich feststellte, daß in den Schaufenstern Frauen in Dessous saßen, die gelangweilt ihre Fingernägel pflegten. Auch Nutten hatte ich bis dahin nie gesehen. Den dritten Kulturschock erlebte ich an der Uni: am psychologischen Institut wurden Seminare über das »Kapital« angeboten. Marx als Grundlage für die Psychologie! Es dauerte eine Weile, bis ich nachvollziehen konnte, was für eine Bedeutung diese Seminare für meine westdeutschen Kommiliton/inn/en hatten.

Hervorzuheben ist auch der unterschiedliche Zugang zu Informationen. In der DDR war das Zeitunglesen eine recht verzwickte Kunst. Erst mußte man sich durch einen Wust von Titeln und Abkürzungen kämpfen (»Der Generalsekretär des Zentralkomitees der SED und Vorsitzender des Staatsrates der DDR Erich Honecker sprach auf der Internationalen Wissenschaftlichen Konferenz des ZK der SED ...«). Hatte man das geschafft, wurde man nicht etwa mit klaren und interessanten Informationen belohnt, sondern dann wurden einem nichtssagende Floskeln um die Ohren gehauen, denen man nur dann relevante Meldungen entnehmen konnte, wenn man zwischen den Zeilen zu lesen wußte. (Eingeschleuste westliche Zeitungen und Zeitschriften, insbesondere der »Spiegel«, standen daher in der DDR hoch im Kurs und wurden auch dann noch ehrfürchtig gelesen, wenn sie schon ein paar Wochen alt waren.) In der Wendezeit tauchten dann plötzlich viele per Hand getippte Flugblätter auf (öffentliche Kopierer, zu denen man unkontrollierten Zugang gehabt hätte, gab es nicht), die man den Verteilenden begierig aus den Händen riß. Denn endlich standen da schwarz auf weiß Dinge, die einen wirklich bewegten. Liebevoll wurden die Blätter aufgehoben. Dieses Verhalten mußte man sich in der neuen Gesellschaft so schnell wie möglich abgewöhnen, sonst drohte man in der Papierflut zu ersticken. Man mußte lernen, daß es entsprechend dem breiten Meinungsspektrum unterschiedlichste Zeitungen gibt, die natürlich auch nicht die reine Wahrheit schreiben, sondern bestimmten Interessen folgen (ganz zu schweigen vom Terror der Werbung). Es blieb also weiterhin – wenn auch auf andere Weise – schwierig, wichtige Informationen herauszufiltern.

## Mein Land trägt meine Züge, die Züge tragen mich

Die jeweilige Herkunft läßt sich noch immer an einigen sprachlichen Unterschieden festmachen (zumindest im passiven Wortschatz): Die einen trinken »Selters«, die anderen »Mineralwasser«. Die einen kaufen in der »Kaufhalle« ein, die anderen im »Supermarkt« (bzw. »bei ALDI«, »bei SPAR« usw.). Was die einen in »Plastebeuteln« haben, tragen die anderen in »Plastiktüten«. An der Humboldt-Uni wird mit dem »Polylux« gearbeitet, an der FU mit dem »Overheadprojector«. Zum Abwaschen nehmen die einen »Fit« und die anderen »Spüli« (oder irgendein bestimmtes Markenprodukt). Der kleine Junge aus dem Osten will »Kosmonaut« werden, der aus dem Westen »Astronaut«. Die einen gehen zum »An- und Verkaufsladen«, die anderen zum »Second-hand-Shop«. Was den Ostlern das »Kollektiv« ist den Westlern das »Team«. Brauchte man früher eine »Fahrerlaubnis«, so ist heute der »Führerschein« gefragt. Die einen sitzen im »Flugzeug« oder im »Hubschrauber«, die anderen im »Flieger« oder »Helikopter«. Und: nicht mehr »Grilletta« und »Ketwurst« werden auf der Straße verdrückt, sondern »Hamburger« und »Hot dog«.

Gerade solche alltäglichen Begriffe tragen meines Erachtens viel zur jeweiligen Identität bei. So war ich schon oft als Spezialistin für »Ost-Wörter« gefragt. Einmal erklärte ich also einem Westberliner typische DDR-Begriffe: »Sättigungsbeilage«, »Broiler« und »Soljanka«. »Konsum«, »Delikatladen« und »Exquisitverkaufsstelle« (= nach DDR-Duden: »Verkaufsstelle des sozialist. Einzelhandels für auserlesene Bekleidung und auserlesenes Zubehör«). »Kader« und »Brigadier«. »Pittiplatsch«, »Bummi« und »Timur und sein Trupp«. »Mehrzweckgebäude«, »Kombinat« und »Sprelcart«. Sowie als gängige Abkürzungen: NSW, TGL, RGW, VEB, LPG, KWV, HGL, ABV, PA und ESP. Als kurz darauf eine andere Ostberlinerin in unserer Gegenwart das Wort »Nährmittelschrank« benutzte, fragte mich der Westberliner, ob dies auch ein typisches Ost-Wort sei. Ich verneinte rundweg – dieses Wort hatte ich noch nie gehört. Was daran besonders interessant war: nicht nur, daß ich ganz selbstverständlich meine persönliche Erinnerung zum Maßstab gemacht hatte, ich war auch empört, daß dieser »Wessi« so ein beklopptes Wort für »Ost-Deutsch« halten konnte. Wieso die Empörung? »Nährmittelschrank« und »Sättigungsbeilage« sind schließlich gleichermaßen scheußliche Wörter.

Seltsamer Weise sind gerade diese Kuriositäten, die merkwürdigen Wortschöpfungen und die Markennamen ein wichtiges Medium für das berühmt-berüchtigte »Wir-Gefühl« vieler Ostdeutscher. Sie transportieren das alte Alltagsgefühl. Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich mich in Gegenwart von Westdeutschen mit anderen Ostdeutschen zusammentreue und in ein Insider-Spiel verfallende. Einmal haben wir uns zu dritt, zwei



ostdeutsche Kommilitonen und ich, eine geschlagene Stunde lang EVP-Beispiele zugeworfen. Das ging dann so: »Schlagersüßtafel, 80 Pfennige«, »Zucker, eine Mark fünfundfünfzig«, »Spee gekörnt, drei Mark fünfundneunzig«, »Rahmbutter, eine Mark fünfundsiebzig«, »Postkarten, zwanzig Pfennige«. Wir gerieten richtig in Fahrt, und eine westdeutsche Kommilitonin, welche die ganze Zeit mit uns am Tisch saß, hatte absolut keine Chance, uns zu stoppen. Diese Insider-Spiele haben etwas ungeheuer Lustvolles. Ich glaube, sie bieten ein wenig Genugtuung, da dabei ausnahmsweise mal die Westdeutschen das Gefühl bekommen, nicht mitreden zu können. Eine kleine Rache für das Gefühl, ständig umlernen, sich neu orientieren zu müssen, während die Westdeutschen einfach so weitermachen können wie bisher.

Problematisch wird es im Dialog mit Westdeutschen, wenn ich in einen Zwiespalt gerate zwischen der Betonung der verformenden Mechanismen der DDR-Gesellschaft (was mir notwendig erscheint, wenn ich bagatellisierenden oder schöngefärbten Vorstellungen begegne) und der Überzeugung, daß ich selbst nicht sonderlich verformt bin (jedenfalls nicht mehr als mein westdeutsches Gegenüber). In der Rückschau auf die DDR muß ich ja selbst erst überlegen, mit welchen Seiten dieser Gesellschaft ich mich identifizierte, von welchen ich mich schon damals distanzierte und welche ich erst im nachhinein abgelehnt habe. Und diese Notwendigkeit der Differenzierung fängt schon bei der Sprache an. Viele Un-Wörter aus DDR-Zeiten habe ich nie zu meinem aktiven Sprachschatz gezählt, so zum Beispiel die »geflügelte Jahresendfigur«, unter welcher Bezeichnung Weihnachtseigel verkauft wurden, oder, schwerwiegender, Propagandawörter wie »Antifaschistischer Schutzwall« und »Speerspitze des Imperialismus«. Von anderen typischen DDR-Wörtern hingegen habe ich mich erst nach der Wende getrennt oder aber habe sie bewußt beibehalten.

In der Auseinandersetzung mit der westlichen Gesellschaft, wurde ich mit vielen neuen Wörtern konfrontiert. Häufig handelt es sich aber nicht einfach nur um Worte, sondern um Lebenseinstellungen und Weltanschauungen, die mit diesen Begriffen verbunden sind. Dazu fallen mir ein: »Grundgesetz«, »Mallorca«, »Regenbogenpresse«, »Pluralismus«, »multikulturell«, »Ravioli«, »Emma«, »Flowerpower«, »Beate Uhse«, »kiffen«, »Studentenrevolte«, »Fast food« und auch die Bezeichnungen für das westliche Schulsystem (welches nicht sehr einfach zu durchschauen war): »Grund-«, »Haupt-«, »Real-«, »Gesamtschule« und »Gymnasium«, die »Waldorfschule« und das »Kurssystem«. Als häufige Abkürzungen tauchten zum Beispiel auf: ABM, Kita, EG, BKA, BWL, BGS, EKD. Wichtig war für mich aber vor allem die Einführung der weiblichen Form in die Sprache: ich war nun nicht mehr Student, sondern Studentin. »West-Deutsch« lernen heißt im wesentlichen, Englisch zu lernen. Ich betone,

daß ich ausschließlich Wörter zitiere, die auch im deutschen(!) Duden stehen: In der ersten Nachwendezeit ging es ständig um »Joint-ventures«, später kamen die »Joints« und die »Dealer« dazu, und alle waren nur noch »high«. An der Uni gab es dann »Meetings« und »Hearings«, es wurden »Papers« erstellt, »Statements« gehalten, »Reader« zusammengestellt und »Handouts« verteilt. Es sind so viele englische Wörter im Umlauf, daß es mir normalerweise selbst schon gar nicht mehr auffällt. Der russische Einfluß auf das »Ost-Deutsch« hält sich dagegen sehr in Grenzen. Hier hat sich wahrscheinlich die allgemeine Abneigung gegen die russische Sprache ausgewirkt. Trotz angestrengten Nachdenkens fielen mir nur »Subbotnik«, »Datsche«, »Matrjoschka«, »Troika«, »Soljanka« und »Sputnik« ein.

Dazu kommen noch manch andere Eigenarten. So kann es mir beispielsweise noch heute passieren, daß ich schon bei der Begrüßung in eine Ost-West-Konfusion gerate: Hand geben oder nicht? Das ostdeutsche Ritual des Händedrucks ist mir einfach in Fleisch und Blut übergegangen. Besonders in der ersten Nachwendezeit war ich sehr bemüht, meine rechte Hand im Zaum zu halten, wenn ich in Westberlin unterwegs war (obschon der Händedruck ja auch hier zu nicht klar vorhersehbaren Anlässen ausgetauscht wird), während ich in Ostberlin getrost dem alten Ritual folgte. Zum einen wollte ich nicht überall gleich als Ostlerin geoutet werden, und zum anderen empfand ich es als peinlich, wenn mein Gegenüber nur verlegen nach meiner Hand griff.

Leider habe ich häufig erlebt, daß sich das Interesse meiner westdeutschen Gesprächspartner/innen an meinen Erinnerungen schnell erschöpfte und sie nun ihrerseits ihre DDR-Erfahrungen hervorholten. Da wurde mir dann ausgiebig vom Paketpacken für die »armen Verwandten im Osten«, von Grenzübergängen und, eher selten, von Besuchen in der DDR erzählt. Gerade die Grenzübergangsgeschichten scheinen viele Westberliner/innen noch immer sehr zu beschäftigen. Was wollen sie mir sagen? Daß sie es auch nicht leicht hatten? Daß für sie lange Zeit der einzige Kontakt zur DDR der zu unfreundlichen, verblödeten, schikanierenden Grenzern war? So nach dem Motto: Wir wissen ja, wie es war, brauchst uns nichts zu erzählen! Laß uns gemeinsam über die bekloppten Grenzer lachen! Aber soweit bin ich noch lange nicht. Die Engstirnigkeit, Ignoranz und Machtgierigkeit solcher Leute hat mich zu viel gekostet. Ich kann nicht so tun, als wäre eine Schikane bei der Transitfahrt durch die DDR das gleiche wie ein Leben in der DDR.

## Die große Lüge des Landes

Bei der neuen Sozialisation war für mich vor allem die Nachhilfe in Geschichte wichtig. Endlich erfuhr ich, was genau sich hinter Begriffen verbarg, die ich in der DDR unter dem Siegel vielfacher Tabus aufgeschnappt hatte: »Gulag«, »Ungarischer Volksaufstand«, »Prager Frühling«, »Slansky-Prozesse«, »17. Juni«, »Robert Havemann«, »Ausbürgerung Biermanns«. Dazu kam, wie ich bereits angedeutet habe, die Notwendigkeit, auch die jüngere Geschichte, die ich ja selbst erlebt hatte, neu zu beleuchten und mein Bild von der DDR dementsprechend zu verändern. Die Stasi, das waren auch für mich (zumindest bis zum Spätsommer 1989) vor allem die albernen Gestalten gewesen, die hin und wieder an der »Protokollstrecke« Schönhauser Allee standen. Man erkannte sie sofort. Sie hatten nie Taschen bei sich, dafür aber alle den gleichen verschlossenen Gesichtsausdruck, und wenn es regnete, zogen sie alle die gleichen Regenmäntel über. Lächerlich! Und die sollte man ernst nehmen? Was die Stasi wirklich war, nämlich das brutale Werkzeug einer Diktatur, das ist erst nach der Wende richtig deutlich geworden. Der Begriff »IM« (Inoffizieller Mitarbeiter) ist meines Wissens in der Bevölkerung nicht bekannt gewesen. Aber dennoch geisterte die Stasi als ein Schreckensbild umher, wie ein »Witz« aus DDR-Zeiten deutlich macht: »Die CIA, der KGB und die Stasi bekommen den Auftrag, einen Totenschädel zu identifizieren. Die Leute von der CIA versuchen drei Tage lang herauszubekommen, zu wem der Schädel gehörte – vergebens. Die Leute vom KGB versuchen es drei Tage – nichts. Die Leute von der Stasi kommen nach einer Stunde raus und sagen: Das war Klaus Müller. Als die Leute von den anderen Geheimdiensten fragen, wie sie das herausgefunden haben, antworten sie: Er hat es uns gesagt.« Es herrschte das Bild, daß die Stasi allmächtig sei, daß sie – wie der »Witz« zeigt – gar Tote zum Sprechen bringen konnte. Und doch verbreitete sie unter den Massen nicht wirklich Angst und Schrecken. Sie war für die meisten wohl eher ein Alibi für fehlende Zivilcourage oder ein Spielzeug für den eigenen Narzißmus, wenn ohne besondere Grundlage phantasiert wurde, man selbst sei so wichtig, daß jeder Brief mitgelesen, jedes Telefonat mitgehört würde. Dies zeigt sich meines Erachtens heute an der Enttäuschung vieler, wenn sie feststellen, daß über sie doch keine Akte angelegt wurde, und daß beispielsweise das Meckern über Versorgungslücken noch kein politischer Widerstand war. Bedenkt man, daß zur gleichen Zeit politische Häftlinge in Hohenschönhausen, Bautzen oder anderswo schweren psychischen und physischen Drangsalierungen ausgesetzt waren, und dies unter Umständen nur, weil sie eine Handvoll politischer Plakate geklebt oder aus Protest ein weißes Band an ihrer Autoantenne befestigt hatten, so ist das mehr als beschämend.

Es gilt für die Menschen aus beiden Teilen Deutschlands, sich mit der eigenen Lebensgeschichte auseinanderzusetzen und sich zu fragen, inwiefern sie sich unter den gesellschaftlichen Bedingungen von sich selbst entfremdet haben, aber auch, welche Teile der eigenen Identität an eben diesen Bedingungen wachsen konnten. Eine wirkliche Annäherung zwischen Ost und West kann meines Erachtens erst dann beginnen, wenn auf beiden Seiten die Bereitschaft wächst, sich kritisch mit der eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen, und zwar auch mit ihren jeweiligen Gespenstern und überholten Idealen. Denn der wirklich gravierende Unterschied zwischen West und Ost ist wohl der, daß im Westen die Diktatur 1945 als Staatsform zu Ende ging, während sie im Osten bis 1989 – mit neuem Gesicht – weiterging. Sich dies klarzumachen und zu überlegen, wo die Diktatur in beiden Teilen Deutschlands weiterlebt und die Demokratie gefährdet, das halte ich für die wirklich große Chance der deutschen Wiedervereinigung.

Jürgen Rennert  
Mein Land ist mir zerfallen

Mein Land ist mir zerfallen.  
Sein' Macht ist abgetan.  
Ich hebe, gegen allen  
Verstand, zu klagen an.

Mein Land hat mich mit Wider-  
Willn an die Brust gepreßt.  
Und kam am Ende nieder  
Mit mir, der es nicht läßt.

Mein Land ist mir gewesen,  
Was ich trotz seiner bin:  
Ein welterfahrenes Wesen,  
Mit einem Spalt darin.

Mein Land trägt meine Züge,  
Die Züge tragen mich.  
Ich bin die große Lüge  
Des Landes. (Wir meint: ich)

Mein Land hat mich verzogen,  
Und gehe doch nicht krumm.  
Und hat mich was belogen,  
Und bin doch gar nicht dumm.

### Weiterführende Literatur

- Maaz, H.-J.: Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR. Berlin: Argon, 1990.  
Moeller, M. L. & Maaz, H.-J.: Die Einheit beginnt zu zweit. Berlin: Rowohlt, 1991.  
Moser, T.: Besuche bei Brüdern und Schwestern. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992.  
Neubert, E.: Das mentale Erbe der SED-Diktatur. In: Koschyk, H. & Weiß, K. (Hg.): Von Erblasten und Seilschaften. München: Olzog, 1996.

## Wie ein Mensch Ausländer wird

Reingard Dirscherl

### Zusammenfassung

Fremd sein ist los sein. Den aus traditionellen islamischen Kulturen stammenden, nicht nach westlichem Standard erzogenen und gebildeten MigrantInnen, bei denen das Kollektiv Hauptreferenz ist, ist es kaum möglich, hier Fuß zu fassen. Auf den glattasphaltierten Wegen, die zielgerichtetes Fortschreiten in kürzester Zeit ermöglichen, finden die fremden Füße keinen Halt. Die Autorin geht davon aus, daß Integration (Wissen um die Handhabung des Codes der fremden Kultur) nur dann möglich ist, wenn sowohl die Mitglieder der Aufnahmegesellschaft als auch die der Herkunftsgesellschaft sich aktiv um Brücken bemühen. Oft kommt es nicht dazu. Die soziokulturellen Dissonanzen zwischen traditioneller islamischer und moderner westlicher Kultur sind derart, daß im Zwischenraum des Exils die Flucht in die Krankheit vielfach als Ausweg erscheint. Das gegenseitige Wissen um die Inkongruenz kann Heimat nicht ersetzen, doch zu größerer Toleranz zwischen den Kulturen führen.

Ausländer ist ein Flugzeug ohne Landeerlaubnis. Es schwebt mit ausgefahrenem Fahrgestell über der Erde. Ausländer kann nirgends aufsetzen, ist aus den Ländern gesetzt, ausgesetzt. Das Wort Ausländer ist ein Unding, das den Menschen aus seiner Verwurzelung löst und im Raum vergiftet. Das Wort Ausländer hat keine Zugehörigkeit zu einem Land, bodenlos, ausgeländert hängt es in der Luft. Ausländer sind immer die anderen. »Barbaren« nannten die Alten Griechen vor über zweitausend Jahren alle Nicht-Griechen, welche erst später zu denen wurden, die sie heute sind. Gleichsam barbarisch ist der Begriff Ausländer dabei, zum Pejorativ zu werden. Derweil hat sich in den Köpfen ein modernes Aschenputtel eingenistet, das die, welche ins Töpfchen dürfen, von denen, denen das Kröpfchen vorbehalten ist, trennt. Das helvetische Aschenputtel ist akkurat und sortiert sie ordentlich, in drei Schüsselchen, entsprechend dem »Drei-Kreise-Modell« des Bundes, das die Ausländer in Arbeitskräfte aus Europa, Osteuropa und Dritt-Welt-Ländern unterteilt. Hier in Aschenputtels Küche, wo Ausländer als Menge/Masse verwaltet werden, wird das Wort zum VERgeWALTigUNGSbegriff.

*»1989 bin ich in die Schweiz gekommen. Hier war es ganz anders als in meiner Heimat. Hier läuft alles mit Gericht oder Polizei, vor allem für Ausländer, aber auch für die Schweizer selbst. Für alles brauchst du ein Papier, so offiziell. Hier in der Schweiz kann man arbeiten, auch wenn man sehr wenig deutsch kann. Man muß nur die Kraft, den Willen und die Lust haben und ganz gesund sein und noch pünktlich und zwar jeden Tag. Man verdient genügend Geld, aber nur zum Leben, sonst nichts. Man kann nicht viele Schweizer Franken nach Hause bringen. In der Schweiz kannst du nichts verstecken, alles kommt raus, aber wir müssen so leben, wie es ist. Auch die Schweizer selbst müssen das. Es ist gar nicht so schlimm. Viele Ausländer wollen in die Schweiz kommen, aber es ist zu hart. Die meisten gehen wieder zurück in ihr Land, weil sie können so nicht leben mit Kontrolle und Muß. In meinem Land gibt es gar keine Kontrolle. Aber in der Nacht kann ich nicht ausgehen, das ist zu gefährlich.« (Eine Frau aus Kenia)*

Wie und was jeweils anders ist, ist für jede/n einzelne/n Angehörige/n einer Kultur wieder anders. Kultur ist die Kontaktlinse, eine austauschbare Netzhaut, die dem Chaos von Farben und Formen ihren Ort zuweist, sie zu Gegenständen oder Lebewesen werden läßt und die Distanzen zwischen ihnen festlegt. In der Fremde, die ihre Abstammung etymologisch auf das gotische »fram« oder englische »from« zurückführt, fern von beziehungsweise weg von, ist vieles verlorengegangen. Es ist das Los der Fremden, von allem los zu sein. Beladen mit dem Rucksack der Vergangenheit, die Rückfahrkarte nachlässig in ein Seitenfach gestopft, macht sich der Fremde, die Ausländerin, der Flüchtling, die Migrantin, der Einwanderer und wie immer man ihn oder sie zu bezeichnen pflegt, auf den Weg zu einem Ziel, das Ankommen heißt. Er ahnt noch nicht, daß er dieses vielleicht nicht erreicht. Hinter Stolpersteinen lauern unsichtbare Wesen, die sich in alles mögliche verwandeln und den »Wanderer« unterwegs verunsichern, einschüchtern und bedrohen.

### Eingebunden und los – zwischen traditionellem und modernem Ich

Wenn mein Neffe Moritz Geburtstag hat, ist er einen Tag lang König. Moritz ruft seine Eltern meistens beim Vornamen. Ist Moritz aber krank und pflegebedürftig, wird Yvonne wieder zur Mami. Der Emigrant aus der Türkei, der bei mir einen Deutschkurs besucht, wundert sich darüber, denn in der islamischen Familie spricht ein Kind seine Eltern und älteren Verwandten nicht mit dem Eigennamen an. Große Schwester, Schwägerin, Braut, Tochter nannte er dort seine weiblichen Verwandten. Die Verwandtschafts-

bezeichnungen sprechen eine deutliche Sprache: Der Einzelne allein gilt wenig, die Einzelne oft noch weniger. Ihren Wert erfahren beide erst durch die Funktion innerhalb der Gemeinschaft. Geburtstage werden da nicht gefeiert.

Als der alte Türke auf den Hochebenen noch Schafe hütete, fürchtete er sich am meisten vor dem Alleinsein. Die Eingebundenheit in der Familie stand im Mittelpunkt, bedeutete soziale wie materielle Sicherheit, aber sie hatte ihren Preis. Verbote, Tabus und Pflichten regelten das gegenseitige Verhalten, das vorrangig von Geschlecht und Alter bestimmt und durch genaue Aufgaben gegeneinander abgegrenzt war. Zwischen Privatem und Öffentlichem verläuft eine Scheidelinie. Alles hat seinen Ort und seine Zeit, und alles dreht sich um die Ehre, die sowohl dem Mann als auch der Frau vorschreibt, wie sie sich zu verhalten haben. Die ehrbare Frau geht als Jungfrau in die Ehe und ist ihrem Angetrauten treu. Der Mann hat als Ernährer der Familie seinen Eltern, Frau(en) und Kindern ein »anständiges« Leben zu ermöglichen. Verliert eine Frau ihre Ehre, indem sie sich alleine mit einem anderen Mann trifft oder mit einem anderen Mann sexuell verkehrt, gilt die ganze Familie als beschmutzt. Schläft der Mann aber mit einer anderen Frau, bleibt seine Ehre intakt. Neben der Ehre bestimmt die Achtung die Beziehungen in den traditionellen bäuerlichen Dorfgemeinschaften. Und während die Jungen den Älteren mit Respekt gegenüberzutreten sollen, soll auf der Gegenseite Liebe walten.

Die Frau herrscht weitgehend über den inneren Bereich von Haus, Hof und Feld, wo sie unangetastete Autorität ist und Entscheidungen trifft. Sie bleibt unter ihresgleichen, da Männer sich vom weiblichen Wirkungskreis fernhalten, genießt dort Schutz und kann ihre Identität ungestört entwickeln. Was leicht allzu pauschal als Unterdrückung der Frau abgetan wird, ist an dieser Stelle zumindest mit einem Fragezeichen zu versehen. Im häuslichen Bereich ist die älteste Frau, meist die Mutter des Haushaltsvorstands, absolute Respektperson. Daß besonders Schwiegertöchter oft unter ihrer Herrschaft zu leiden haben, ist die dunkle Seite des abgeschlossenen Frauenbereichs. Früher hatten die Söhne mit ihren Frauen bis zum Tod des Patriarchen im elterlichen Haushalt zu bleiben. Die Töchter hingegen verlassen das Elternhaus bei der Heirat und werden dann Teil der Familie des Schwiegersohns. Was die Arbeitsteilung betrifft, haben die jungen Islamistinnen Bewegung in starre Normen gebracht. Obgleich sie die Geschlechtertrennung weiterhin gutheißen, wollen sie von Arbeitsteilung nichts mehr wissen und haben sich mit dem Koran in der Hand, der Bildung als gottgewollt für alle vorschreibt, den Zugang zu den Universitäten verschafft.

Im feuchten Dunst des Hamams, eines türkischen Dampfbades nahe der iranischen Grenze, kniet eine alte Rothaarige neben mir, während ich

mich auf dem warmen beheizten Marmor rekle, reißt meinen Arm in die Höhe und schrubbt mit einem Sisalhandschuh so lange bis sich die oberste Hautschicht löst und in kleinen schmutzigen Röllchen herabfällt. Sie intoniert mit ihrer kehligen Stimme melancholische Balladen aus den kurdischen Bergen der Gegend, malträtiert gleichzeitig mein Fleisch. Singend betrachtet sie meinen Körper und unterbricht unvermutet ihren litaneiartigen Gesang. Warum ich nicht rasiert sei – die Worte des Propheten nämlich schreiben vor, die Körperbehaarung dürfe nicht länger als ein Gerstenkorn sein –, ob ich Kinder habe und warum nicht, fragt sie, ohne die Antwort abzuwarten. Dann verwirft sie die Hände neben ihrem Kopf, dreht die Handflächen beschwörend gegen die gewölbte Decke über uns und flüstert: »Allah wird dir Kinder geben, er wird.«

Da die arme Landbevölkerung keine Altersversicherung oder Rente kennt, ist die Geburt von Kindern, besonders von Söhnen, von größter Wichtigkeit. Sie sind AHV, Pensionskasse und Krankenversicherung – die einzige Möglichkeit eines einigermaßen gesicherten Alters, und sie heben das soziale Ansehen. Zusätzlich entscheidet die Gastfreundschaft über den sozialen Status. Sie zählt zu den wichtigsten Tugenden, die neben Alter, Geschlecht, Land- oder Viehbesitz, Bildung, handwerklicher Fähigkeiten und der richtigen moralischen Lebensweise das Ansehen bestimmen. »Der Gast eines Einzelnen ist der Gast des ganzen Dorfes«, lautet ein kurdisches Sprichwort. Wer das Gebot der Gastfreundschaft verletzt, sinkt in islamischen Gesellschaften tief. Je mehr Gäste ein Haushalt hat, und je besser er diese bewirbt, desto mehr Prestige und soziale Anerkennung sind ihm gewiß. Ein/e gute/r Gastgeber/in zu sein, aber auch die Selbstverständlichkeit in einem Restaurant für alle zu bezahlen – selbst mit dem Risiko, sich dabei zu verschulden –, bedeutet Macht, verpflichtet und schafft Abhängigkeiten.

### Feste und kollektive Emotionen

Irritiert betrachte ich das Foto, das mir die »Schöne«, Güzel, entgegenhält. Es zeigt die Familie beim Picknick. Die »Schöne« hält ein winziges, runzliges Gesicht mit einem Nachthemdchen in ihren Armen, ihre Mutter, die kurz nach der Aufnahme gestorben sei. Bei uns, wo der Tod gegen die menschliche Würde verstößt, Kranke isoliert und Tote vergessen werden, haben solche Fotos im repräsentablen Familienalbum nichts verloren.

Selbst die Toten gehören dort zur Familie. Am Zuckerfest, das etwa denselben Stellenwert hat wie unsere Weihnachten, und nach der Fastenzeit Ramadan begangen wird, treffen sich nicht nur alle lebenden Familienangehörigen zu Eßgelagen und verteilen Geschenke unter sich und an



die Armen, sondern pilgern gemeinsam zum Friedhof, um mit den Verstorbenen zu feiern. Im Exil sind zum Zuckerfest die Telefonverbindungen von den vielen Glückwünschen, die zwischen Fremde und Heimat hin und hergehen, andauernd unterbrochen. In den traditionellen Gesellschaften wird der Übergang von einem Alter zum anderen und das Aufgeben von alten und Annehmen von neuen Funktionen in der Gemeinschaft durch Feste oder Initiationsriten begangen. Beschneidungszeremonien, das Neujahr im Frühling, das Zucker- und das Opferfest, aber auch Begräbnisse sind Großereignisse und dienen als emotionales Ventil. Anlässe, bei denen der Mensch auf seine Aufgabe als neues soziales Wesen vorbereitet wird, finden immer im Kollektiv statt. Zu Hochzeiten sind oft mehrere Hundert Gäste geladen. Die mit einem roten Schleier verhüllte (kurdische) Braut verläßt ihre Mutter, um zur Familie ihres Mannes zu ziehen. Sie hat tieftraurig zu sein und ist es oft auch, während Verwandte und Freunde essen, tanzen und ausgelassen feiern. Die Heirat ist zentrales Ereignis im Dorf und die Form, in der sowohl gesellschaftliche als auch wirtschaftliche Beziehungen zwischen Haushalten geschlossen oder gefestigt werden. Liebesheiraten sind zwar immer häufiger, doch waren sie nie nur Angelegenheit zweier Herzen, sondern ökonomische Verbindung und Verpflichtung zweier Familien. Oft heiratete man innerhalb der Verwandtschaft. Gerade wegen der auf gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kriterien basierenden Eheschließungen, die Abhängigkeiten schaffen, und der traditionellen Geschlechtertrennung ist die Frau psychisch weit unabhängiger vom Mann, als viele Frauen in westlichen (bürgerlichen?) Gesellschaften, die von ihrem Gatten gleichzeitig ökonomische Sicherheit wie emotionale Wärme erwarteten. Zärtliche Gefühle und Zuneigung leben Frauen unter sich aus. Schon die erste Beziehung von Mutter zur Tochter ist von starker Nähe geprägt.

### Profan oder sakral – wenn Grenzen sich verschieben

»In der Schweiz sprechen die Leute nur Arbeit und keine Zeit.« Die ökonomische hat die soziale Zeit verdrängt. Der (wert)volle Terminkalender symbolisiert, um was sich alles dreht. Der moderne Mensch gehört seiner Arbeit. Wo »Was ist er von Beruf?« am schärfsten klassifiziert, nehmen die Titel den Platz der Verwandtschaftsbezeichnungen ein. Die berufliche Position schafft Autorität, und sie ermöglicht dem Einzelnen, autonom über sich zu entscheiden, niemandem zur Last zu fallen und daher auch ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu sein.

Die (post)moderne Kultur kann in beliebig viele Subkulturen aufge-

fächert werden. Die Grenzen zwischen Geschlecht, Alter und Distanzen verschwimmen zusehends und sind sie erst einmal liquidiert, können wir uns nach Gutdünken irgendwo einklicken. Durch die Wellen der Beliebigkeit surft auch die frisch verliebte, attraktive Großmutter mit ihrem jungen androgynen Lover, der zwar schwul ist, aber nicht nur.

Die weiße oder gelbe Diskretionslinie, die in Schweizer Banken das Guthaben der Kunden vor neugierigen Blicken abschirmen soll, führt dem Fremden vor Augen, wie stark überholt Geglaubtes sich durch unseren Alltag zieht. Magisches Denken geht davon aus, daß das Wissen einer Zahl oder eines Namens allein schon Macht über den Gegenstand oder die Person verleiht, da die Bezeichnung mit dem Bezeichneten identisch ist. Als Schafhirte hütete sich der Türke davor, die Anzahl der Tiere seiner Herde zu verraten, aus Angst, sie könnten dadurch gestohlen werden. Wo die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem mehrheitlich gefallen sind, scheinen sich zwischen Mein und Dein im Sakralraum des Geldes sämtliche Tabus und Ängste akkumuliert zu haben. In den islamischen Kulturen wird die Trennung zwischen privatem und öffentlichem Bereich durch das Bedecken des Körpers oder des Kopfes deutlich sichtbar gemacht. Sie ist zudem Zeichen der Ehrfurcht vor Gott. Der islamische Körper unterwirft sich Allah. Seine Fitneß besteht darin, fünf mal täglich vor Gott auf die Knie zu fallen und mindestens einmal im Leben um den schwarzen Stein in Mekka, das religiöse Zentrum und Grab Mohammeds, zu kreisen. Durch das Befolgen der fünf Säulen des Islam unterziehen sich Körper und Seele einer Reinigung. Der praktizierende Muslim verspricht sich durch tägliches Training in religiöser Lebensweise den Aufstieg ins Paradies.

In Fitneßstudios und auf Vita-Parcours huldigen und opfern wir dem gesunden, durchtrainierten Körper, der, selbst zum Fetisch geworden, soziales Ansehen verspricht und beim beruflichen Aufstieg mitentscheidend ist. Die Jogger, deren mit Symbolen besticktes Stirnband den Türken an das grüne Band der Islamkämpfer erinnert, sind die hiesigen Märtyrer des Körpers. Wer nicht fit ist, ist nicht attraktiv, läßt sich gehen und verstößt damit gegen das Gebot der geistigen und körperlichen Selbstbestimmung. Manchen japanischen Mönchen gleich, die jede Stelle ihrer Haut mit Abwehrsymbolen tätowieren, um den Geistern des Jenseits keine Möglichkeit zu bieten sich ihrer zu bemächtigen, stählen wir Muskel um Muskel, Faser um Faser, um Verfall und Krankheit vorzubeugen. Für den streng gläubigen Muslim verstößt der Kult um den Körper, wobei neben den sozialen Rollen auch die physischen Grenzen zwischen den Geschlechtern und Generationen (die Vermännlichung des weiblichen Körpers etwa oder die »ewige« Jugend) verwischt werden, sowie der damit zusammenhängende Individualismus mit seinem Zwang zur Offenbarung des Privaten

(physischer und psychischer »Exhibitionismus«) gegen seine religiösen Normen.

So erlebt der traditionelle Mensch in der (post)modernen Kultur die Auflösung aller Zugehörigkeiten und Bestimmungen, ohne die er sich das Leben in einem sozialen Gefüge nicht vorstellen darf. Wo durch Migration verursachte, grundverschiedene weltanschauliche Konzepte nebeneinander existieren, kann es im Kontakt zu eigenartigen Mißverständnissen und Interpretationen kommen.

*»In der Schweiz gibt es keine Liebe zwischen Mann und Frau und in der Familie. Wenn eine Frau einen anderen Mann trifft, ist das hier kein Problem. Sie kann auch mit dem anderen Mann zusammensein. Das ist egal. Und stell dir vor, wenn eine Familie oder ein Paar zusammen essen geht, zahlt jeder für sich. Viele Menschen hier sind alt und krank und ganz allein. Sie gehen dann mit Hunden spazieren. Sie haben keine Kinder, die kümmern sich nicht.«* (Eine Kurdin)

## Los

Einem Erdbeben gleicht, was Migration aus traditionellen Gefügen nach sich zieht. Gebäude stürzen ein. Fundamente verschieben und überlagern sich oder verschwinden völlig. Nachbeben verschütten gewohnte Beziehungsmuster, rütteln an der sozialen Kompetenz und untergraben dadurch das Selbstwertgefühl. Wo die gewohnten Strukturen nicht mehr bestehen, muß die auseinanderfallende Familie eine Neuorientierung erfahren, was gerade von traditionellen Familien, wo es ist, wie es ist, meist entgegengesetzte Reaktionen auslöst: Einige suchen Zuflucht in rigoros erscheinenden Konservierungsversuchen einer Tradition, die selbst in der Heimat nie so gelebt worden ist. Da die Kleinfamilie im Exil keiner sozialen Kontrolle mehr unterliegt, können diese oft extreme Ausmaße annehmen. Andere flüchten sich wegen der veränderten familiären Situation in politische oder religiöse Gruppierungen, innerhalb derer die traditionellen gesellschaftlichen Beziehungsmuster noch Bedeutung haben und weitergelebt werden können und schirmen sich so gleichzeitig vor den hier herrschenden Einflüssen ab. Und die Zurückgebliebenen lassen die Fortgegangen nicht in Ruhe. Auf den desorientierten Familien im Exil lastet der materielle Druck der Eltern und Verwandtschaft, die nun – um so stärker, als sie ihren Nachwuchs im Schlaraffenland wähen – von diesem finanziell unterstützt zu werden erwarten. Die oft übertriebenen Ansprüche schüren die Immigranten noch, indem sie sie, selbst bei Verschuldung, erfüllen. Vermutlich will man das einzige »intakte« Zuhause, was einem noch geblieben ist, nicht enttäuschen.

Aus Migrationsstudien geht hervor, daß Frauen besser mit neuen, anpassungsfordernden Situationen umgehen können als Männer. Das mag einerseits damit zusammenhängen, daß sie schon als kleines Mädchen auf die Rolle der Fremden vorbereitet werden, die eines Tages den eigenen Haushalt verlassen muß, um sich als Ehefrau in einer für sie oft unbekannt Situation zurechtzufinden. Andererseits erhalten die Frauen, unter denen die sozialen Hierarchien generell weniger rigide entwickelt sind, im Exil weiterhin ihre zentrale Funktion als Mütter aufrecht, sind dadurch weitaus weniger in Frage gestellt und haben auch weniger zu verlieren.

Es sind nur wenige, meist westlich gebildete Intellektuelle, denen es gelingt, das Exil als Chance zu nutzen. Häufig sind sie in vermittelnden Funktionen tätig und bilden die im Boden verankerten Pfeiler der Brücken zwischen der hiesigen Kultur und ihren eigenen Landsleuten. Sie sind bereits in der traditionellen Kultur in Unabhängigkeit und Lossein erzogen worden.

Den oft ungebildeten Immigranten der Unterschicht hingegen gelingt es nicht, sich in der neuen durch Unabhängigkeit, Ausbildung und Arbeit bestimmten Umgebung zurechtzufinden. Was einst und dort wertvoll schien, wie die Ehre mit all ihren Implikationen oder die Gastfreundschaft, wird hier belächelt. Die Werte und Erwartungen der Einheimischen sind, wie vorne beschrieben, offensichtlich andere. In der Schwebelage des Exils wird die Vergangenheit meist als Manko empfunden, die sich einer Identität nach westlich individuellem Zuschnitt entgegenstellt.

### Von Dämonen und Geistern im Reisegepäck

Heimwehkrankheiten, die Menschen in der Fremde gleichsam befallen, gibt es schon seit Menschen gezwungen sind, auszuwandern. Zu beschäftigen begannen sich Medizin und Psychiatrie mehr oder weniger ernsthaft erstmals mit dem »Tutto-fa-male« oder Mittelmeer-Syndrom, später auch als »Morbus bosporus« bezeichnet, als die in den sechziger Jahren als Arbeitskräfte nach Norden gekommenen italienischen »Gastarbeiter« mit mehrheitlich psychosomatischen Symptomen die Fachwelt verunsicherten. In einer psychiatrischen Untersuchung aus dieser Zeit (Risso & Böker) machten etwa 20 unter unerklärlichen Beschwerden leidende männliche Patienten aus Südtalien geltend, daß sie verhext worden seien. Eine Frau (das Verhalten der jungen Schweizerinnen gegenüber den Emigranten befremdete diese, war anders als das bekannte der Südtalienerinnen) hätte ihnen eine »Fattura« gemacht, die die Ursache ihrer Beschwerden darstellte.

So zahlreich wie die Kulturen sind die nebeneinander bestehenden Vorstellungen über die Krankheitsmotive. Auch das Konzept des Bösen

Blicks, das seit Jahrtausenden in vielen Kulturen des Mittelmeerraums und Orients beheimatet ist, prägt nachhaltig die Vorstellungswelt der ungebildeten Migrantinnen. Der Böse Blick kann mit Absicht, aber auch unwillentlich viel Schaden anrichten. Gewisse Personen sind mit krankmachenden Eigenschaften ausgestattet, die unheilbringende Folgen haben, wenn sie auf andere Menschen treffen. Da der neidische Böse Blick vor allem Kinder als Garanten einer späteren gesicherten Existenz treffen kann, wird in der Türkei beispielsweise dem Neugeborenen ein Äuglein aus Glas oder Plastik, das den bösen Blick von den Augen des Säuglings ablenken soll, am Hemdärmel befestigt. In Süditalien schreibt man Amuletten wie der »Fica« oder dem Cornutohändchen Abwehrkräfte zu.

In islamischen Ländern sind die Dschinnen zu Hause, die dann am Werk sind, wenn ein Mensch erkrankt, der religiös-fundamentalistischer Tradition zum Trotz, die Krankheit als unabänderliches Schicksal, hinter dem Gottes Wille steht, betrachtet. Meine kurdische Schwiegermutter riet ihren Kindern, die Dschinnen mit folgendem Satz zu vertreiben: »Ich mahle Salz«; ez xoy diherim. Es ist gefährlich, sich auf Türschwellen (zwischen innen und außen) oder den aufgestapelten Bettdecken für die Gäste (zwischen Wachsein und Schlaf) niederzulassen, da sich die Dschinnen mit Vorliebe in diesen Übergangsbereichen aufhalten. Die Natur ist bevölkert von unsichtbaren Geistern, die sich in Wind, Tiere, Stimmen oder Menschen verwandeln, sich des Menschen bemächtigen und ihn nachts auf einsamen Wegen überfallen können. Dunkle Höhlen und Schluchten, Wasserfälle, Bäche und verlassene Felder sind ideale Schlupfwinkel.

Häufig versteckt sich hinter einer Krankheit der Verlust der Seele. Die Seele kann sich als eigenständiges Wesen (zum Beispiel im Traum) auf Wanderschaft begeben und so dem Menschen abhanden kommen, der als Folge davon erkrankt. Wenn es den Totenseelen auf den Philippinen gelingt, die überlebenden Seelen zu sich zu ziehen, erkrankt der Seelenträger, der keine Seele mehr hat und stirbt. Die Lebensenergie (oder das Zentrum), die je nach Kulturraum im Kopf, Hals, Herz, Bauchnabel, Penis, in der Leber oder sonstwo sitzt, kann durch Erschrecken, also auch durch Kulturschock, verloren gehen oder ohne erkennbaren Grund verrutschen. Auch kann die Seele, die langsamer ist als die modernen Transportmittel, zurückbleiben und auf der Suche nach ihrem Körper diesem hinterherirren.

»Nachts verläßt mich meine Seele  
und geht in der Stadt spazieren«

Daß die aus den islamischen Ländern Nordafrikas stammenden Immigranten, Krankheit, insbesondere Impotenz, auf den Verlust der Seele zurück-

führen, verdeutlicht der Schriftsteller Tahar Ben Jelloun in »Die tiefste der Einsamkeiten«. Da sowohl die Zeugungsfähigkeit des Mannes, als auch die Gebärfähigkeit der Frau in islamischen Ländern die zentrale Lebensgrundlage darstellen – Kinderreichtum ist AHV, Pensionskasse und soziale Anerkennung zugleich –, trifft Impotenz die jungen Männer im Exil doppelt so hart. Zwischen den Beinen des Mannes steht und fällt die männliche Würde. Durch eigene Kinder wird der Mann in seiner väterlichen Autorität bestätigt. Zusätzlich bedeutet sexuelle Potenz sowohl Zeugungsfähigkeit als auch Lust und die Kontrolle über die Lust der Frau. Implizit nämlich hat der Mann große Angst, die Frau nicht genügend (oft) befriedigen zu können und daß sich sein Weibchen nach einem potenteren Männchen umsehen könnte. Wer sein Glied, dessen Bezeichnung im Arabischen mit der Bedeutung für Seele, Verlangen und Trieb (nafs) zusammenfällt, nicht mehr aufrichten kann, ist kein Mann und kein Mensch mehr. Denn wenn die Seele im Penis sitzt, hat das Exil dem impotenten Mann nicht nur seine Identität, sondern auch das Leben entzogen.

Obschon die Mehrheit der Immigrantinnen mit der Schulmedizin vertraut ist, treiben in der Fantasie einzelner immer noch Hexen und Geister ihr Unwesen, selbst wenn sie es nicht zugeben. Im Gegensatz zur modernen Vorstellung des Krankwerdens als Prozeß, die den Präventionsgedanken erst ermöglicht, existiert bei ihnen immer noch das Konzept des Befallenwerdens. Die Patienten führen ihre Krankheit auf ein äußeres Ereignis zurück, das mit dieser selbst nichts zu tun haben muß. »Seit mir der Stein auf den Fuß gefallen ist, als ich diesen Unfall hatte, als ich mit dem und dem begann, als ich in die Schweiz kam, seit ich diese Person traf«, lauten dann die einordnenden Begründungsversuche.

### Heimwehkrank?

Als Migrationskrankheit werden die oft unerklärlichen und hartnäckigen Beschwerden, von denen Ein- oder Auswanderer befallen werden, bezeichnet. Vor ein paar Jahren las ich dazu in der deutschen »Tageszeitung« einen Kommentar, der mich stutzig werden ließ. Unter dem Titel »Kann Migrationskrankheiten vorgebeugt werden? Es kann«, bezog sich Bahman Nirumand auf ein Projekt zur Wiederbeschäftigung von über längere Zeit erwerbslosen Frauen aus verschiedenen Ländern ohne Berufsausbildung. Ihr Gesundheitszustand begann sich nach dem Stellenantritt zusehends zu bessern. Wenn dem so ist, sind Migrationskrankheiten auf ein abhanden gekommenes Selbstwertgefühl zurückzuführen und haben nur insofern mit Kultur zu tun, als diese die Funktion bestimmt, durch die sich das Individuum als wertvolles Mitglied der Gemeinschaft erfährt.

Die Kultur dient als Kompaß, der zeigt, wohin ich meine Schritte lenken und welche Gangart ich einschalten soll, um einen sicheren Weg zu beschreiten, wie ich mich in meiner Welt zurechtfinden oder ein Ziel erreichen kann. Wer sich ohne diesen kulturellen Kompaß in der Fremde niederläßt oder ihn mit dem falschen vertauscht, kann sich leicht verirren. Migrationskrankheiten sind jedoch keine Reisekrankheiten (lat. migrare = wandern), gegen welche die berühmte Spalttablette prophylaktisch ihre Wirkung tut. Vielmehr haben sie mit einer Spaltung, die mitten durch den Menschen geht, zu tun. Es sind EntFREMDDungs-Krankheiten. Auch Daheimgebliebene können fremd und migrationskrank werden. Was an Fremde krankmacht ist das Von-sich-los-Sein, das manchmal Heimweh heißt. Wenn die Seele noch nicht angekommen ist, beginnt die eigentliche Migration.

»Ich komme Ausländertürkei«, stellt sich der erwerbslose Tiefbauarbeiter in der ersten Deutschstunde vor. Unbewußt, doch präzise entsprechen die Worte seinem Zustand zwischen Heimatverlust und nicht erfolgter Integration. In Zwischenbereichen und Übergangssituationen ist man besonders verletzlich und anfällig auf seelische und physische Irritationen, genau dort, wo die der orientalischen Vorstellungswelt entsprungenen Dschinnen sich angesiedelt haben.

*»Wenn ich in einem anderen Land lebe und meine Sprache reden kann, ich bin fröhlich, kann sagen alles, was ich will, muß nicht studieren, was ich will sagen. Auch wenn du eine andere Sprache kennst, ist es niemals gleich wie die Muttersprache, weil jede Sprache hat ihren eigenen Geschmack.«*  
(Eine Südtalienerin)

Wo auch Sprache fehlt, beginnt der Körper selbst, sich Ausdruck zu verschaffen, indem er krank wird oder einen Unfall verursacht. Wer krank ist, hofft von seinen Mitmenschen umsorgt und gepflegt zu werden, (auch sozial) eingebettet zu sein. Um Rücksicht zu erfahren und Hilfsangebote zu bekommen, kann der Zweck das Mittel heiligen.

An einem verschneiten Januarnachmittag verzeichnete das Soleheilbad Rheinfelden acht recht ungewöhnliche Gäste. Die Immigranten, die bei mir Deutsch lernen, stöhnen unter »Mein-Rücken-Schmerz-tutWeh«. Das Bad im Kurzentrum hat kurzfristig eine wunderbare Wirkung. Am nächsten Morgen ist die Fremdsprache nicht mehr so bedrohlich. Locker sind Körper und Kopf der Lernenden. Doch am übernächsten Tag sind die Gehirnwindungen wieder ineinander verstrickt und verknotet und nicht zu entwirren. Der Türke schlägt sich gegen die Stirn, sein Kopf sei kaputt entschuldigt er sich, wenn er einen Fehler macht oder ein Wort vergessen hat. Er schlägt diesen verrückten Kopf wie er auch ein Kind bestrafen würde, anstatt sich ihm liebevoll zuzuwenden.

Hasan B. leidet unter diffusen Beschwerden, die er in gebrochenem

Deutsch als Muskelschmerzen, Nerven, Müdigkeit, Kopfweg und Schlaflosigkeit bezeichnet. »Das erste Mal hat mich ein Arzt im Spital untersucht. Er sagte, daß meine Krämpfe im Rücken von den Nerven kommen. Dann war ich zwei bis drei Monate im Spital zur Behandlung. Sie gaben mir Medikamente und ich mußte eine Therapie machen. Da habe ich noch 50 % gearbeitet. Aber die Schmerzen haben nicht aufgehört. Ich konnte nicht richtig laufen, der Rücken tat mir weh, von oben bis unten ins Bein. Sitzen konnte ich auch nicht. Danach hat mich der Schweizer Arzt zu einem Türken geschickt. Doch vorher war ich schon bei sechs verschiedenen Ärzten und zweimal im Spital gewesen und hatte vier verschiedene Therapien gemacht. Im Moment habe ich auch Schmerzen. Sie kommen immer wieder. Darum kann ich nicht ruhig sitzen. Was ist, wenn ich keine Arbeit finde?« Hasan B. glaubt, daß eine Arbeitsstelle bei ihm vieles von alleine lösen würde und eine Therapie sich so erübrige. Der ehemalige Tiefbauarbeiter gehört zu den typischen »Migrationspatienten«: ohne organischen Befund, aber mit chronischen psychosomatischen Beschwerden.

#### Wenn die Seele im Rücken sitzt

»Rückgrat haben« heißt Charakter besitzen. »Der aufrechte Gang« – Zeichen für Menschenwürde – wird mit einem geraden Rücken, der sich vor niemand duckt, gleichgesetzt. Die Selbstbewußten schreiten »erhobenen Kopfes«. Die Heimatlosen, Sprachlosen und oft auch Erwerbslosen sind von den seelischen Belastungen krumm geworden: Fabrikarbeiterinnen, Wäscherinnen, Putzfrauen, Büglerinnen, Tiefbauarbeiter ohne Antwort und Packer ohne Fragen. Wer sich mit Problemen beladen, in psychischen Nöten wiederfindet und sein Selbstwertgefühl aufgegeben hat, kann sich meist kaum noch gerade halten. Die Schritte sind unsicher, der Stand wackelig. Und wo die Füße oft ins Leere aufsetzen, da der Boden fehlt, gerät das Rückgrat aus dem Lot. Der Kopf zieht sich zwischen die Schultern zurück, einer Schildkröte gleich, auf der Suche nach dem schützenden Panzer, bis er sich völlig nach innen stülpt und verschwindet. Wer keinen Schutz, keine Unterstützung hinter sich weiß, dem versagt die Wirbelsäule ihren Dienst, Stütze zu sein.

Ein Kommentar der Ärztegesellschaft Basel, das Ideal-Profil des schmerzfreien Patienten betreffend, klingt in bezug auf die Immigranten wie Hohn: »Er (oder sie)... kann sich anderen gegenüber abgrenzen und braucht nicht immer ›allen alles recht zu machen‹ ... (ist) ... fähig sich durchzusetzen und auch von anderen zu verlangen, was er von sich selbst verlangt. Rückengesunde sind statistisch gesehen gesellschaftlich besser integriert und haben in der Familie einen guten Rückhalt. Sie erleben Befriedi-



gung bei der Arbeit, haben ein gesichertes und genügend hohes Einkommen, weisen ein überdurchschnittliches Bildungsniveau auf und verhalten sich am Arbeitsplatz und in der Freizeit rückengerechter.« (Dr. med. Urs Moser)

Der Türke indes, der im Exil von der vertrauten Sprache, den gewohnten Umgangsformen und Beziehungen abgekoppelt ist, muß auch auf die damit verbundene Befriedigung, Sicherheit und Verantwortung verzichten. Er hat als Tiefbauarbeiter die soziale Deklassierung zur Arbeitsmaschine erfahren, die, als sie nicht mehr gebraucht wurde, als arbeitslose auf dem Schrotthaufen landete. Unter den 205.000 erfaßten Erwerbslosen der Schweiz teilen viele sein Schicksal. Sie tragen schwer an ihrem zweifachen Los, zwischen zwei Kulturen los und wertlos zu sein. Sie sind Ausländer, wie Hasan B.

Eigentlich wollte ich das Wort Ausländer in der Luft stehen lassen. In Umkehrung des magischen Denkens ist der so Bezeichnete selbst auf dem Papier gelandet und zeigt, daß er dort wirklich ist, wo das Wort ihn hinstellt: aus seiner Verwurzelung gelöst, ausgegrenzt und heimatlos ist es ihm nicht gelungen, Fuß zu fassen.

## Literatur

- Nilüfer Göle, 1995 Republik und Schleier, Babel Verlag, Berlin  
 M.-O. Gonseth, 1993/94 Les frontières du mal: approches anthropologiques de la santé et de la maladie, Ethnologica Helvetica, Bern  
 Tahar Ben Jelloun, 1986 Die tiefste der Einsamkeiten, Stroemfeld/Roter Stern, Basel  
 Brigit Obrist van Eeuwijk, 1992 »Ich möchte mit meiner eigenen Hilfe auskommen, aber es geht nicht.«, SAH, Zürich  
 M. Risso & W. Böker, 1964 Verhexungswahn – Ein Beitrag zum Verständnis von Wahn-erkrankungen südtalientischer Arbeiter in der Schweiz (Bibliotheca Psychiatrica et Neurologica Fasc. 124), S. Karger, Basel

## ■ Auf dem Weg in eine reale virtuelle Wirklichkeit

Ich bin – Paramount- und Cyberrealität

Cyborgs sowie: Norma & Netizien und Klone & Kunstwesen

■

Lydia Buchmüller

### Zusammenfassung

Nach einer etwas längeren Einführung – da ich annehme, daß Ihnen mein Thema nicht sehr geläufig ist<sup>1</sup> – möchte ich Ihnen in fünf lose miteinander verbundenen Kapiteln unsere Paramount Realität provokativ vor Augen führen und diese der bereits heute existierenden Cyber Realität gegenüberstellen. Dabei geht es mir darum, Ihnen die Cyber Realität als eine der Paramount Realität gleichberechtigte Wirklichkeit vor Augen zu führen. Abschließend sollen fünf unterschiedliche Facetten des »Ich« der Paramount und der Cyber Realität ausgeleuchtet werden. Dabei spreche ich je drei verschiedene Ebenen an: Mensch, Mensch-Technik und Technik. Im Zentrum steht der Cyborg, der sowohl in der Paramount als auch in der Cyber Realität verankert ist. Das Bild des Cyborgs wird der »gefangenen« Figur Norma unserer Paramount Realität und dem sich aus seinen engen Fesseln befreienden Netzbürger der Cyber Realität gegenübergestellt. Last but not least werden Klone und Kunstwesen als spezifische auf die Technik ausgerichtete Ausformungen des Ichs der Paramount und der Cyber Realität näher erläutert.

Ich	Paramount Realität	Cyber Realität
Mensch	Norma	Netizien
Mensch-Technik		Cyborg
Technik	Klone	Kunstwesen

### In und mit der Zeit denken

In einer Zeit, in welcher die Angst, die Verunsicherung und die Hilflosigkeit groß ist, ist es nicht verwunderlich, daß sich unsere tradierten Bilder »vor ein Wahrnehmen unserer Wirklichkeit stellen«<sup>2</sup>, was bedeutet, daß die Erkenntnis der Wirklichkeit verhindert und somit das Bewußtsein eingeschränkt wird. Wir sollten uns jedoch unserer Realität stellen und bereit

sein, verantwortungsvoll auf das zu reagieren, was sich uns von Moment zu Moment enthüllt. Weshalb? Wir können der gegenwärtigen rasanten Entwicklung der neuen Technologiewelten wohl kaum Einhalt gebieten. Ein Rückzug in die altvertrauten und vielleicht früher altbewährten Denk- und Aktionsmuster scheint unverantwortlich, ist doch nach Paul Virilio in einem vernetzten Kommunikationssystem alles erlaubt, nur nicht sich loszulösen und sich abzunabeln. Mitmachen oder untergehen, vereinsamen. Wir sollten uns diesen neuen Realitäten, Wahrnehmungs- und Erkenntnis-mustern nicht verwehren, sondern uns diesen bewußt stellen und uns fragen, wie wir diesen begegnen sollen und welche allenfalls unerwünschte Entwicklungen frühzeitig in andere Bahnen zu lenken sind.

### Parallelwelten

Für die Cyber Realität gilt, daß sie entweder parallel neben unserer physischen Paramount Realität existiert oder daß sie diese überblendet oder auch ausblendet. In all diesen drei Parallelräumen haben wir es mit Welten zu tun, die sich entweder kongruent oder inkongruent zu unserer Paramountrealität verhalten oder diese überlappen. Hinter den von uns geschaffenen Parallelwelten stehen drei grundsätzlich verschiedene Konzepte: die Imitation, die Simulation und die Transgression. Beim Konzept der Imitation geht es primär darum, mit Hilfe der Technik die uns bekannte und vertraute Welt so echt wie möglich nachzubilden. Die Herausforderung dabei ist, so gute Techniken, Instrumente und Geräte zu entwickeln, daß die physisch materielle, natürliche Welt, d.h. unsere Paramount Realität, wirklichkeitsgetreu und ununterscheidbar nachgebildet werden kann. Heute haben wir dieses Ziel noch nicht ganz erreicht, in einer nicht allzu-entfernten Zukunft aber dürfte es möglich sein, unsere Wirklichkeit computerphotorealistisch nachzubilden.

Beim Konzept der Simulation geht es darum, mit Hilfe der Technik Modelle zu schaffen, die ein Portal in eine vermittelte Wirklichkeit eröffnen. Die Imitation unserer physisch vertrauten Welt ist zwar wünschenswert, aber nicht immer von primärer Bedeutung. So liegt die Herausforderung beim Konzept der Simulation darin, uns Möglichkeiten zu eröffnen, die es uns erlauben, Situationen oder auch Gefühlszustände vorauszuleben. Als Beispiele seien hier Flugsimulationen erwähnt, die es einem Piloten erlauben, das Fliegen zu erlernen, ohne den Erdboden je zu verlassen oder Architektursimulationen, die es den Architekten, Bauherren und Auftraggebern ermöglichen, ein Gebäude zu durchschreiten noch bevor es erbaut worden ist. Beim Konzept der Transgression geht es darum, mit Hilfe der Technik, uns verschlossene natürliche oder auch künstliche Erfahrungs-

und Handlungswelten zu erschließen. Die Herausforderung hier ist, daß wir die eingeschränkten Möglichkeiten unserer Sinnesorgane und die Beschränktheit unserer Handlungsmöglichkeiten überschreiten. Als ein Beispiel sei hier die Virtual Interface Environment Workstation (VIEW) der NASA erwähnt, wo NASA Angestellte konkrete Telerobotikaufgaben auf einem entfernten Planeten oder Gestirn in einer virtuell nachgeschaffenen Modellwelt durch Roboterfeedback ausführen. Weshalb schaffen wir uns solche Parallelwelten bzw. Parallelräume? Zusammenfassend können wir sagen, daß wir durch das Erschließen neuartiger Aktions-, Interaktions- und Kommunikationsräume, die als Reflexions-, Erfahrungs-, Test- und Kontroll-, aber auch Fluchträume ausgebildet sind, Alternativwelten schaffen, die es uns erlauben, unsere materielle und gesellschaftliche Wirklichkeit zu überschreiten sowie unsere menschlichen Fähigkeiten und unser menschliches Erlebnisvermögen zu transzendieren.

Wenn wir nach den Techniken fragen, durch welche wir solche Parallelwelten schaffen, so steht die Technik der vollen oder teilweisen Immersion im Vordergrund. Mittels technischer Apparaturen wird es ermöglicht, in diese simulierten Welten oder Räume einzutauchen und uns darin zu bewegen. Spezialhelme wie z.B. ein Head Mounted Display nehmen unsere Bewegungen im Raum auf und vermitteln uns laufend an unsere Bewegungen im virtuellen Raum angepaßte dreidimensionale Bildräume. Das Tragen von hochsensiblen Datenhandschuhen vermittelt uns synthetisch sensorische, visuelle, akustische und haptische Erfahrungen und erlaubt uns, aktiv auf den Raum, in dem wir uns befinden, einzuwirken. So können wir etwa auch Kraftsensationen empfindend Gegenstände versetzen, entfernen oder umgestalten. Dabei »verändert sich die virtuelle Welt mit dem Beobachter als Teil des Systems in Echtzeit, sowohl autonom wie reaktiv«, d.h. das Virtual Reality- bzw. das Cyberspacesystem ist »beobachterzentriert.«<sup>3</sup> Neben den Feedbackhandschuhen oder Feedbackkörperanzügen in Kombination mit einem Head Mounted Display können aber auch Tretmühlen oder Joysticks zur Anwendung kommen und der totalen Immersion eine nur teilweise gegenüberstellen.

Im Gegensatz zu diesen Virtual Reality Technologien ist es aber auch möglich, daß der Benutzer sich ohne technische Apparaturen in einem virtuellen Environment bewegt. Hier sprechen wir von Interaktiven oder Responsive Environments. Ob die Technik der Holographie, d.h. der frei im Raum flottierenden Bilder, in Zukunft die Technik der Interaktiven Environments zusätzlich bereichern wird, ist zum heutigen Zeitpunkt, da gerade erst die ersten Hologrammvideos erprobt werden, noch offen. Bei dem Ihnen hier vorgestellten Virtual Reality Verständnis steht eine eher technologische als pragmatische Sichtweise im Vordergrund, d.h. Virtual Reality hier ist eine an technische Apparaturen gebundene, künstlich ge-

schaffene zweite Wirklichkeit. Fragen wir nun nicht primär nach der technologischen, sondern nach der pragmatischen Sichtweise von Virtual Reality, so blenden wir zu Ivan Sutherland zurück, der 1966-67 das erste Head-Mounted Display System im Lincoln Laboratory am MIT entwickelt hat. Das erklärte Ziel damals war, eine zweite Wirklichkeit zu schaffen, die der ersten gleichkam: das Imitieren der Realität durch Illusion oder das Schaffen eines interaktiven Trompe-l'oeil. Die Idee der Imitation geht soweit, daß die physische und virtuelle Wirklichkeit eine bzw. eins werden, d.h. im Grenzfall nicht mehr voneinander unterschieden werden können.<sup>4</sup> So hielt Ivan Sutherland weit in die Zukunft blickend in seinem 1965 publizierten Aufsatz »The Ultimate Display« fest: »The ultimate display (...) would (...) be a room within which the computer can control the existence of matter. A chair displayed in such a room would be good enough to sit in. Handcuffs displayed in such a room would be confining, and a bullet displayed in such a room would be fatal.«<sup>5</sup>

Weitere wichtige Techniken, die es ermöglichen, Parallelwelten zu schaffen, sind die Techniken der Telepräsenz und der Augmentation, die bereits implizit in den oben erwähnten Beispielen der Telerobotik sowie der Flug- oder Architektursimulation angesprochen worden sind. Bei der Technik der Telepräsenz geht es darum, daß eine Person unabhängig von ihrer physischen Verortung konkrete Handlungen in Echtzeit durchführen kann, und zwar an einem räumlich auch noch so entfernten Ort oder in einem räumlich auch noch so unerreichbaren oder gefährlichen Bereich. Bei der Technik der Augmentation hingegen geht es darum, mit Hilfe der Technik Mikro- und Makrokosmen zu erschließen, die den menschlichen Sinnen sonst verschlossen sind. Andererseits geht es aber auch darum, die Grenzen der eigenen Körperlichkeit zu überwinden und neue Erlebnis-horizonte zu erschließen.

### Reality Check

Gemäß unserem Denken in Gegensatzpaaren sind wir es gewohnt, den virtuellen gegen den materiellen Raum auszuspielen, wobei der künstlich elektronisch geschaffene Raum gegenüber dem natürlichen Raum nur eine nachgeordnete Existenz- und Wirklichkeitsberechtigung hat. In vier Thesen möchte ich hier darlegen, weshalb die Cyber Realität keine der Paramount Realität nachgeordnete bzw. untergeordnete Realität ist.

Zur ersten These: Unsere Paramountrealität ist eine unreale Realität, da unsere Sinne in ihr gefoppt werden und wir in einer manipulierten und künstlichen Wirklichkeit leben. Diesen Punkt kann ich einfach und schnell abhandeln, da er Ihnen nicht fremd sein dürfte. Die Realität existiert nicht

länger, sie ist zur Fiktion geworden, so wie z.B. im Disneyland Florida, das zweimal so groß wie Manhattan ist, oder in Paris, das zu einem einzigen großen Theme Park geworden ist, geschaffen von Präsident Mitterand. Auch ist unsere Welt eine künstliche geworden, die sich weit von der Natur entfernt hat. Das erleben wir tagtäglich in unseren Autos, in unseren Wohnungen oder in den großen Einkaufs- und Vergnügungszentren, wenn wir uns tagsüber und nachts in künstlich geschaffenen, abgeschirmten Klimaräumen bewegen. Wir erleben aber auch, wie die Massenmedien unsere Wirklichkeit je nach Konvenienz manipulieren, und haben lernen müssen, daß, obwohl wir es doch gesehen haben, Forrest Gump dem toten US-Präsidenten John F. Kennedy nie seine Hand gegeben hat.

Zur zweiten These: Unsere Alterrealität ist eine ebenso reale Realität, da wir sie psychisch und physisch nicht von unserer Paramountrealität unterscheiden (können) und da sie unsere Paramountrealität beeinflusst, steuert und auch verändert. Eine Cyber Realität kann nur dann als virtuelle, d.h. als eine von der Paramountrealität unterschiedene Realität erlebt werden, wenn sie mit der physisch materiellen Welt kontrastiert.<sup>6</sup> Dies tut sie aber oft nicht, wie z.B. die Flugsimulationkrankheit, die erste virtuelle Krankheit, zeigt. Es zeigt sich außerdem, daß virtual communities oft nach denselben Regeln wie nicht virtual communities reagieren. Das zeigt sich insbesondere, wenn ich z.B. das MIT MediaMOO aufsuche und gleich zu Beginn meiner Konversation der Wohnort oder auch das Geschlecht meines Gesprächspartners einzugrenzen versuche oder auch darin, daß ich enttäuscht und entmutigt bin, wenn mich meine Gesprächspartnerinnen nicht interessant finden und mir »den Rücken zuwenden«. Passiert das, so bin ich auch in meiner Paramountrealität aus der Bahn geworfen und zweifle an mir selber. Die konkreten Auswirkungen auf unsere materielle Welt gehen aber noch weiter, z.B. dann, wenn immer mehr in Cyberspace investiert wird, Bibliotheken, aber auch die Post oder Schulen ihre Nebensitze dorthin verlegen und mehr und mehr aus unserem Stadtbild verschwinden.

Zur dritten These: Unsere Alterrealität ist eine attraktivere Realität, da sie uns über unsere Paramountrealität hinaustragen kann. »We are on the brink of having the power of creating any experience we desire«<sup>7</sup>, sagt Howard Rheingold. Im Kapitel »Parallelwelten« habe ich erste solche Ansätze aufgezeigt. (...) Was die Cyberspacewelt gegenüber der Paramountrealität, neben den rein technischen Möglichkeiten, die es uns erlauben, unsere menschlichen Fertigkeiten zu augmentieren, hervortreten läßt, ist auch und vor allem die Möglichkeit, über die Welt nachzudenken, indem man Abstand nimmt und sich aus ihr befreit. Brücken zwischen den Welten zu schlagen und sich in mehreren Welten bewegen zu können, wird in unserer Global Village Welt überlebenswichtig. Vielleicht helfen uns gera-

de auch die Erfahrungen und Erkenntnisse aus der »zweiten« Welt, sich in unserer »ersten« Welt besser zurechtzufinden. Und vielleicht lernen wir auch, diesen Raum der radikalen Offenheit so wie bell hooks und Gloria Anzaldúa als unser neues Zuhause und als eine Chance für unsere Zukunft zu verstehen.<sup>8</sup>

Zur vierten These: Unsere Alterrealität wird wichtiger als unsere Paramountrealität, da wir im digitalen Zeitalter, wo Bits wichtiger als Atome sind, immer mehr Zeit in der Alterrealität verbringen werden.<sup>9</sup> Cyberspace wird der neue »virtual real estate« des 21. Jahrhunderts werden, ein elektronischer Grenzraum – er wird Städte und Stadtlandschaften ebenso wie Telecottages und Millionen von individuellen telematischen Nomaden beheimaten, so sagte es Timothy Leary voraus.<sup>10</sup> Ich verweise hier auf die 30 bis 40 Millionen Internetbenutzer von heute und an die von Nicholas Negroponte geschätzte Zahl der Internetbenutzer von morgen.<sup>11</sup> Daß es hier nicht nur um Aspekte des Business und des Telecommuting geht, zeigt die Tatsache, daß Spieler schon heute acht Stunden pro Tag in MUDs und MOOs verbringen<sup>12</sup> und daß das HABITAT als erstes pay-per-minute virtual game seit seiner Lancierung ca. 1,5 Millionen Cybernauten bzw. Netizien zählt. Auch die Erinnerung an den Freitag, den 13. Oktober 1989, als die erste Computervirus Drohung die Wall Street in den freien Fall brachte, obwohl sich am besagten Tag selbst nichts ereignete, zeigt, daß heute die bits über die atoms triumphieren und daß die elektronische Datenwelt sich zum Herren über unsere materielle aufgeschwungen hat.<sup>13</sup>

Da die »Welt der Sinne, so wie wir sie als unsere Lebenswelt wahrnehmen«, nur eine Art von Möglichkeit ist, wie wir unsere Realität wahrnehmen, und wir daran arbeiten, diese Welt der Sinne zu überschreiten, könnte weit in die Zukunft gedacht wahr werden, was Vilém Flusser in seinem Aufsatz »Vom Virtuellen« vorgedacht hat: Seitdem wir wissen, daß »das Nervensystem viel besser als alle bislang erfundenen Computer komputiert (...) können wir uns zumindest vorstellen, daß wir andere Arten von Welten komputieren können. (...) Vielleicht werden wir später Methoden finden, die genauso gut die Reize komputieren wie unser Nervensystem. Dann werden wir diesen Tisch von einem Hologramm dieses Tisches nicht mehr unterscheiden können und dann wird es – pace Baudrillard – keinen Sinn mehr haben, von einem Original und einem Simulakrum zu sprechen. Vielleicht werden wir auch einmal in der Lage sein, besser als unser Zentralnervensystem komputieren zu können. Dann wird das Hologramm das Original und dieser Tisch die Simulation sein.«<sup>14</sup>

## Cyborgs

Von einem Cyborg spricht man, wenn ein Zuordnungskonflikt eine eindeutige Abgrenzung zweier unterschiedlicher »Systeme« verunmöglicht, d.h. wenn ein Tier (oder ein anderes Lebewesen) und ein Mensch oder ein Mensch und eine Maschine nicht mehr uneindeutig auseinandergehalten werden können.<sup>15</sup> Der Begriff Cyborg, so schreibt Donna Haraway in ihrem Buch »Primate Visions: Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science«, ist in der Science Fiction Literatur der 50er Jahre zu verankern, wobei Cyborg in jener Zeit aber auch eine überwältigende soziale und wissenschaftliche Realität besaß.<sup>16</sup> Durch Norbert Wiener's Buch »Cybernetics: Or Control and Communication in the Animal and the Machine«, erschienen 1947, wurde der Mensch erstmals auf einer technischen Erklärungsbasis in einer Analogie der Maschine gleichgestellt. Mensch-Maschine-Koppelungen wurden aber bereits von den Futuristen emphatisch gepriesen, nachdem Anfang des 20. Jahrhunderts die erste Organverpflanzung an Tieren gelungen war.

Die Frage »Was ist ein Mensch« und »Was ist eine Maschine« dürfte in Zukunft immer schwieriger zu beantworten sein. Dasselbe gilt für die Unterscheidung Leben (bzw. Geburt)-Tod, Organisch-Anorganisch, Seele-Körper, Natürlich-Künstlich. Unsere Herzen schlagen in den Maschinen, wir sind eine mentale Heirat mit ihnen eingegangen, wir sind zu Cyborgs geworden,<sup>17</sup> »The Machine is us, our processes, an aspect of our embodiment.«<sup>18</sup> Prothesen, künstliche oder mechanische Implantate wie Siliconbrüste und Gelenke oder Herzschrittmacher sowie technologische Augmentationen von Menschen durch Hörgeräte bzw. Hörimplantationen, aber auch die Immunisierung von Menschen oder das Anhängen eines Patienten an medizinische Überlebensgeräte wie eine Herz-Lungen-Maschine lassen die Grenzen von Mensch und Maschine schwammig werden. Das Einpflanzen von elektronischen Mikrochips wird diese Grenzziehungen noch weiter verunklären.

Im Gegensatz zu früher, wo der Hammer noch ein Werkzeug und das Gefährt noch eine Maschine war, entwickeln sich Mensch und Maschine heute in ihrer Cyborg-Verschmelzung in einer Co-Evolution, wobei sich der Mensch die Maschine auf seine Bedürfnisse zuzuschneiden versucht (wobei die Maschine immer menschlicher und lebendiger wird), sich gleichzeitig aber auch immer mehr der Logik der Maschine anpaßt (wobei der Mensch immer maschinenähnlicher und passiver wird). Maschinen und Technologien gehen bei einem als Wirt verstandenen Körper eine immer intimere Beziehung mit dem Menschen ein, angetrieben durch die Errungenschaften in der medizinischen Forschung und in der Unterhaltungsindustrie sowie durch die rasanten Entwicklungen in der immer mehr au-



tomatisierten und computerisierten Arbeitswelt, aber vor allem auch durch ambitionöse militärische Forschungen und Entwicklungen. So wird die Wirklichkeit eines Soldaten in Zukunft halb real und halb virtuell sein, der Manipulation durch Vorgesetzte zugänglich, aber ebenso der informatischen Kriegsführung des Gegners. Der vercyberte Soldat wird »dank selektiver Lichtverstärker und Infrarotsensoren bei Nacht und Nebel sehen« und ähnlich der »Neutralisierung von Störgeräuschen per Gegenschall im Pilotenhelm« wird der vercyberte Soldat nur das hören, »was er hören soll und das gezielt verstärkt«. Gleichzeitig wird er, eingehüllt in seinem kontrollierten Mikroklima-Kampfanzug nur das fühlen, was er fühlen soll und darf, wobei ihm Sensoren ausgewählte und überlebenswichtige Daten wie Hitze, Feuchtigkeit und Druck übermitteln.<sup>19</sup> Im Gegensatz zu Baudrillards apokalyptischer Aussage, daß wir keine Science Fiction mehr lesen müssen, weil wir bereits in einer Sciencefictionwelt leben, liest sich Donna Haraways feministisches »Cyborg Manifesto« als Chance, althergebrachte überholte und unvorteilhafte dualistische gesellschaftliche Denkmuster abzustreifen: »So my cyborg myth is about transgressed boundaries, potent fusions and dangerous possibilities which progressive people might explore as one part of needed political work.«<sup>20</sup> »(...) Communications technologies and biotechnologies are the crucial tools recrafting our bodies. These tools embody and enforce new social relations (...).«<sup>21</sup> »There are several consequences to taking seriously the imagery of cyborgs as other than our enemies. Our bodies, ourselves–bodies are maps of power and identity. Cyborgs are no exceptions. A cyborg body is not innocent; it was not born in a garden; it does not seek unitary identity and so generates antagonistic dualisms without end (...); it takes irony for granted. (...) We are responsible for boundaries; we are they.«<sup>22</sup>

## Norma

Norma ist ein Stadtmensch und lebt mit ihrem Mann und ihrem Kind in einer 70m<sup>2</sup> großen Wohnung. Sie hat mit 25 Jahren geheiratet, ihre erste Liebe hatte sie, als sie 17jährig war. Heute ist sie 41 Jahre alt. Norma hat blaugraue Augen, braune Haare und ist leicht fehlsichtig, Brillenträgerin. Sie ist 1,66 m groß, wiegt stattliche 61,2 Kilogramm und trägt die Konfektionsgröße 40. Ihre Maße 90 – 74 – 96. Sie liest gerne und viel. Natürlich ist sie auch verkabelt, drei Stunden pro Tag schaut sie fern, doch am liebsten macht sie Gartenarbeit und löst Rätsel. Ihr bevorzugter Ferienort ist Spanien. Norma ist sehr kontaktfreudig und es fällt ihr leicht, neue Leute kennenzulernen. Sie hat ein sozial durchweg positives Lebensgefühl, nicht selten

aber passiert es, daß sie ihr Kind schlägt. Trotzdem ist sie beliebt, denn sie ist sozial und hilfsbereit.

Norma interessiert sich nicht für Politik. Trotzdem schließt sie sich ab und zu einer Demonstration an und setzt sich für Umweltschutz ein, sie sammelt Altpapier, immerhin kommt sie auf 77 kg Papierverbrauch pro Jahr, und bringt das Altglas zum Recyclingcontainer. Unerklärlich, aber wahr ist, daß sie pro Jahr fünf Paar Schuhe in den Abfall wirft. Das Rauchen am Arbeitsplatz möchte sie verboten wissen, und sie bevorzugt, zumindest in der Theorie, unbehandelte Nahrung. Nichtsdestotrotz ißt Norma zu fett, zu süß und vor allem zuviel und ist dementsprechend eher fett als fit. Ihr Lieblingsmenu war 1995 Rindsrouladen mit Salzkartoffeln, das wird sich inzwischen geändert haben. Noch immer aber verzehrt sie ganze 200 Kugel Eis pro Jahr, dazu kommen 28 kg andere Süßigkeiten. Ihre ernährungsbedingten Krankheiten kosten die Volkswirtschaft rund 1000 Mark im Jahr, aber sie klagt nicht über ihren Gesundheitszustand. Natürlich trinkt Norma auch ein wenig zu viel, sind es doch jährlich 11,5 Liter Reinalkohol, 140 Mass Bier sowie ca. 1000 Tassen Kaffee, 263 Tassen Tee und 138 Flaschen Mineral.

Norma ist nicht arm. Immerhin hat sie ca. 50.000 Mark auf der Bank, bei einem Nettoeinkommen von rund 26.600 Mark pro Jahr. Allerdings hat sie sich mit 4.000 DM verschuldet, dies um ihre privaten, aber auch sozialen Bedürfnisse zu befriedigen. Sie kauft für ca. 610 Mark Weihnachtsgeschenke. Sie hat 15 Elektrogeräte in der Küche und besitzt, wer würde das glauben, ungefähr 10.000 Dinge. Norma ist, so möchte ich abschließend festhalten, eine androgyne Persönlichkeit, bei der das Weibliche überwiegt. Sie ist aus dem statistischen Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1995 entnommen. Lebte Norma in Hamburg, so wäre sie etwas größer, würde sie in Bayern leben, so hätte sie etwas kürzere Beine.<sup>23</sup>

»Die Frauen wundern sich, weshalb sie nicht so aussehen wie wir. Was sie nicht wissen, ist, daß wir auch nicht so aussehen«<sup>24</sup>, das ist eine Aussage von Cindy Crawford (dem berühmten »all American« Fotomodell der 90er Jahre), die deutlich macht, daß ein Topmodell stets auf die Erwartungen ihres jeweiligen Publikums herausgestylt wird. Fotomodelle sind die Prototypen unserer Schönheitsideale. Wie Norma entsprechen sie einer klar definierten Norm, allerdings werden ihre Körpereigenschaften nicht aus der großen Masse gemittelt, sondern diese selbst entsprechen in all ihren Details und Ausformungen einem vordefinierten Schönheitsideal.

Wenn wir danach fragen, ob eine Person schön oder häßlich ist, so geben wir dieses Urteil schnell und verbindlich, wobei unser Urteil zu größten Teil mit dem Urteil anderer Personen übereinstimmt. Werden wir jedoch danach gefragt, was denn die Schönheit einer Person ausmache, so verlieren wir uns schnell in nichtssagende Statements und müssen klein-

laut begeben. In ihrem 1990 erschienen Buch »Der Mythos Schönheit« hat Naomi Wolf, der kulturellen Determination verpflichtet, folgende Antwort gegeben, die jedoch heute angezweifelt wird: »Schönheit ist weder eine universelle noch eine unveränderliche Größe. (...) Es gibt keine stichhaltige historische oder biologische Begründung für den Schönheitsmythos.« Dieser sei nichts anderes als ein Manöver »des wirtschaftlichen und kulturellen Machtestablishments«. <sup>25</sup> Die evolutionäre Psychologie schaltet demgegenüber stammesgeschichtlich geformte Module ein, Mechanismen bereits kunstvoll vormodellierter Ergebnisse des Evolutionsprozesses, die auf jeweils bestimmte lebenswichtige Aufgaben des werdenden Menschen ausgerichtet sind, wie z.B. die Partnersuche. 1990 konstatierten Judith Langlois und Lori Roggman – damit das bereits mehr als 100 Jahre alte Forschungsergebnis von Francis Galton bestätigend –, daß schöne Gesichter Durchschnittsgesichter sind.

Kompositgesichter, d. h. mehrere von einem Computer überlagerte Portraitbilder und das so ermittelte Durchschnittsgesicht, zeigen auf, daß gemittelte Gesichter als schöner empfunden werden als die als Basis dafür dienenden Einzelportraits. Offensichtlich entspricht dieses Denken, das uns kein starres Schema aufzwingt, dem menschlichen Prototypdenken. Gerade dieses Denken hilft uns, die komplexe Wirklichkeit zu bewältigen. Eine Tatsache ist aber auch, daß das aus dem gemittelten Bild hervorgehende Schönheitsideal oft als nichtssagend, wenn nicht sogar als langweilig empfunden wird. Durchschnittsgesichter wirken also immer schön, aber manche Einzelgesichter wirken noch schöner bzw. attraktiver, was bedeutet, daß wir für gewisse supernormale Reize, welche durch eine gewisse Besonderheit und Auserlesenheit aus der Normalität herausstechen, noch empfänglicher sind. Schönheit entsteht also durch das Zusammenspiel von Objektivem und Subjektivem. Dies kann vielleicht erklären, weshalb Norma uns vertraut erscheint und uns sympathisch ist, nicht aber unserem absoluten Schönheitsideal entspricht, und andererseits, paradox und nicht paradox zugleich, daß es das gemittelte Schönheitsideal, gepaart mit supranormalen Reizen in Wirklichkeit äußerst selten gibt. <sup>26</sup> Wir alle erkennen uns in Norma wieder und wir alle haben das Bild von Cindy als Idealbild in uns verinnerlicht. Cindy und Norma, so verschieden und doch so ähnlich, bestimmen unsere »Bewegungs-Grenzen« in der Paramount Realität und diese haben, so unlogisch es auch vordergründig erscheint, einen sehr engen Radius.

## Netzien

»Being digital«, sagt Negroponte, ist nicht länger ein Traum: »It is here. It is now«<sup>27</sup>, auch wenn in Europa erst zaghaft in und nach dieser neuen Realität gedacht und gehandelt wird. Die Geschichte beginnt mit einem Militärdepartement, das sich nicht mehr sicher fühlte. Ort: Amerika; Hintergrund: der kalte Krieg. In den späten 60er Jahren wurde ein großes, vom Militär getragenes Forschungsprogramm lanciert, das die militärische Kommunikation jederzeit und überall sicherstellen sollte. Der Grundgedanke bestand darin, ein Kommunikationsnetz aufzubauen, das so weit verästelt und dezentralisiert war, daß es auch bei einem feindlichen Großangriff unmöglich wäre, die eigene Kommunikation und damit Verteidigungsmöglichkeiten auszuschalten. Eines dieser Projekte war das ARPANET (Advanced Research Projects Agency), an das 1983 alle amerikanischen Militärstationen angeschlossen waren. Parallel dazu entwickelte sich das CSNET (Computer Science Network), finanziert von der National Science Foundation. Über das CSNET hatten Computerwissenschaftler der akademischen Welt und der Industrie Zugang zum ARPANET. Dies aber genügte der immer größer werdenden Zahl von Interessierten bald nicht mehr, und die National Science Foundation erstellte ein eigenes Netzwerk, mit dem Ziel, sämtliche Universitäten, Forschungsstätten und Schulen zu vernetzen. Studenten benutzten dieses Netzwerk bald nicht mehr nur ausschließlich für wissenschaftliche Zwecke, sondern setzten das Netzwerk auch für rein spielerische und soziale Absichten ein. Damit war die Explosion der Netzbenutzung einprogrammiert. Seit der Öffnung des NSFNET (National Science Foundation NET) auch für kommerzielle Nutzungen in den frühen 90er Jahren und seit der Einführung von Browsern wie Mosaik und Netscape, ebenfalls anfangs der 90er Jahre, ist die Zahl der Internetbenutzer von einer anfänglich kleinen privilegierten Gemeinde auf ca. 30 bis 40 Mio. Benutzer angestiegen. Da die größte Zustiegsrate heute in den Drittweltländern zu verzeichnen ist, schätzt Nicholas Negroponte in seinem 1995 erschienenen Buch »Being Digital«, daß im Jahr 2000 eine Billion Leute vernetzt sein werden.<sup>28</sup> Und: würde die Zuwachsrate der Internetbenutzer wie heute stetig um 10 % pro Monat anwachsen, was zwar nicht wahrscheinlich ist, so würde die Zahl der Internetbenutzer, die Weltbevölkerung im Jahr 2002 übersteigen.<sup>29</sup> Bleiben wir bei den vorher erwähnten 30 bis 40 Mio. Benutzern, das wäre, wären die Netzien oder Internauten, wie sie genannt werden, an einen physischen Raum gebunden, die größte Stadt der Welt. Da Zeit und Distanz im virtuellen Raum irrelevant sind, muß von dieser Stadt nicht in der Möglichkeitsform, sondern in der Wirklichkeitsform gedacht werden. Wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß sich heute die größte Baustelle der Welt

out there, in Cyberspace findet. Ohne daß wir es groß bemerken, ist hier in unglaublicher Hektik und Schnelligkeit eine parallele Wirklichkeit entstanden, eine Boom Town, die in vielen Aspekten ein Spiegelbild unserer gebauten physischen Umwelt ist. Hier findet sich der Bildungs-, Freizeit- und Kultursektor ebenso wie der kommerzielle Sektor, der sich in der Zwischenzeit zum größten Sektor v.a. auf dem World Wide Web herausgebildet hat.

In der Interpretation von Sandy Stone ist Cyberspace ein Ort der reinen Kommunikation, ein soziales Environment, in dem wir neue kollektive Strukturen schaffen und beobachten können. Hier finden komplexe Interaktionen zwischen Mensch und Maschine statt. Cyberspace ist nicht ein dem physikalischen Raum entgegengesetzter virtueller Raum, betont Sandy Stone, der einer Körper-Geist Dichotomie gleich zu setzen ist. Der virtuelle Bürger ist kein entkörperlichtes denkendes Etwas, sondern der virtuelle Bürger stellt vielmehr eine unterschiedliche Art dessen dar, wie wir das Verhältnis zum menschlichen Körper konzeptualisieren: in dem Alterspace kann das Alterego erfahren werden.<sup>30</sup> Diese Lesung von Cyberspace und den darin wohnenden Bürgern kommt dem Cyborg Verständnis Donna Haraways, das ich schon angesprochen habe, sehr nahe.

Virtual Reality, Cyberspace und Internet lassen uns in Welten eintauchen, die weniger formalisiert und normiert sind als unsere Paramountrealität. Da dem Cyberspace keine räumlichen und zeitlichen Grenzen gesetzt sind, ist die Möglichkeit, uns verwandte »Geister« zu finden, viel größer als in der Paramount Realität. So haben sich unzählige spezifische Interessens- und Diskussionsgruppen im Netz gebildet, die über nationale und kulturelle Grenzen hinausgehen. Oder: über das Netz gelingt es mir plötzlich, einen meiner Nachbarn kennenzulernen, da dieser offensichtlich dieselben Ansprüche an sein Wohnquartier hat wie ich selber.

Zusätzlich eröffnen sich uns in diesen Cyberwelten zahlreiche Möglichkeiten des Anderseins, da wir unsere Körper in der physischen Realität zurücklassen oder eben parkieren und uns in der Alterwelt eine refigurierte Person und Identität schaffen müssen. Crossgendering und Mehrfachidentitäten sind in der refigurierten Alterwelt aus diesem Grund keine Seltenheit. Sandy Stone erzählt in ihrem Buch »Desire and Technology« die Geschichte des New Yorker Psychiaters Sanford Lewin<sup>31</sup>, der auf der CB chat line auf CompuServe fälschlicherweise als Frau angesehen wurde. An dieser Rolle Gefallen findend, eröffnete Lewin ein zweites Account bei CompuServe als Julie Graham. Julie Graham, eine körperlich behinderte Neuropsychologin aus New York, schaffte sich schnell einen Freundeskreis in einer durch sie auf dem Net ins Leben gerufenen Frauendiskussionsgruppe. Ähnlich beliebt war auch ihr Freund und späterer Ehemann John, ein Polizist, den Lewin als zweite Figur auf dem Netz eingeführt hatte.

Die beiden Personen entwickelten mit der Zeit ein so starkes Eigenleben, daß von Lewin als einer Person mit drei Identitäten gesprochen werden muß, zwei männlichen und einer weiblichen. Lewin ist es, als die Transgender- und Multiple Identity Geschichte aufgedeckt worden ist, nicht geglückt, seine On-line Freundinnen zu behalten, denn seine Person hatte mit den beiden anderen, die sich als selbständige Wesen entwickelt hatten, wenig gemein.

Natürlich wechseln wir von Zeit zu Zeit auch in der Paramountrealität unsere Rollen je nach gesellschaftlichen Aufgaben und Anlässen, aber das Wechseln der Rollen in Cyberspace ist ein unglaublich stärkerer Akt, da dieser Akt ein nicht übergestülpter, sondern ein selbstgewählter ist. Hier zeigt sich die Kraft der Cyberspacearena. Der Cyberspaceraum kennt nicht nur eine andere Realität, sondern ein Set von intentions- und interessenbezogenen Realitäten, die wir frei nach unseren Wünschen gestalten und mitbestimmen können. In unserer Paramount Realität hingegen wird das Phänomen der Mehrfachidentitäten als Krankheitsbild interpretiert – dieses Krankheitsbild bezeichnen wir als Multiple Personality Disorder – und damit zum Teil harten gesellschaftlichen Sanktionen unterworfen. Die Cyber Realität ist jedoch offensichtlich (noch) ein Ort, wo wir unterschiedliche Persönlichkeiten ohne die Gefahr einer offensichtlichen Kompromittierung frei austesten können. Es gilt aber sowohl für die Paramount als auch die Cyberrealität: »You want to see *who* I am? Well then, watch. I »switch«: I am switching. I am in so far as I switch, for as long as I switch. I switch, I am. *Je switche, je suis. Je switche, je suis.*«<sup>32</sup>

## Klone

Die kontrollierte Anwendung biologischer Informationen (Mikro-, Molekular- und Zellbiologie, Biochemie und Biotechnologie, Ökologie, Physiologie, Verfahrenstechnik, Bioinformatik und Genomforschung etc.) stehen in großer Blüte. In letzter Zeit haben aber vor allem Errungenschaften in der Bio- und Gentechnologie die Menschheit aufschrecken lassen. Seit anfangs dieses Jahrhunderts wurden erste geklonte Tiere, die sogenannten Inzuchtmäuse, gezüchtet, die eine annähernd hundertprozentige identische Erbsubstanz aufweisen. In diesem Jahr nun hat das Schaf Dolly Schlagzeilen gemacht, das genetisch eine absolute Kopie eines Spenderschafes ist. Damit wurde bewiesen, daß nicht nur »das Erbgut der ersten nach der Befruchtung des Eis bei der Zellteilung entstehenden Zellen, in der Lage ist, sämtliche in den Genen angelegten Eigenschaften zu entfalten«<sup>33</sup>, sondern daß das totipotente Zellstadium auch noch in älteren Zellen vorhanden ist.

Dollys Erbmaterial zeichnet sich dadurch aus, daß es in allen Zellen genau dieselbe DNA-Struktur aufweist wie das Spenderschaf, es ist also eine genetisch identische Kopie der eigenen »Mutter«. Natürlich ist es so, daß auch genetisch identische Lebewesen (wie z.B. ein genetisch identischer Zwilling eines Erwachsenen wie im Falle Dollys) im Verlaufe der Zeit nicht mehr hundertprozentig genau dieselben Eigenschaften aufweisen, da zum einen die Empfängerzelle, in welche das Erbmaterial eingesetzt wird, eine Rolle spielt und zum anderen auch gesellschaftliche Einflüsse – wie auch die Zwillingsforschung zeigt – die Entwicklung einer Person maßgebend mitbeeinflussen.

Im Gegensatz zu ethischen Fragestellungen besteht aus naturwissenschaftlicher Sicht kein Grund, daß die Tier-Klon-Technik, die das schottische Team des Roslin Institute und der PPL Therapeutics für die Erzeugung von Dolly angewandt hat, nicht auch auf Menschen übertragen werden könnte bzw. sollte und daß dem Menschen somit gottähnlich die Allmacht über das Leben selbst gegeben würde. Das Klonen von Menschen ist heute in der Schweiz verfassungsmäßig durch den Art novies BV verboten, wo es heißt, daß »Eingriffe in das Erbgut von menschlichen Keimzellen und Embryonen (...) unzulässig« sind. Nicht ausgeschlossen ist aber in der Schweiz im Gegensatz zur Keimbahntherapie die somatische Gentherapie. Heute werden in zahlreichen Ländern unzählige Berichte verfaßt und Resolutionen, Abkommen und Gesetze zum Schutz der Privatsphäre des Individuums eingeführt.

Ein verfassungsmäßiges Gebot ist aber noch keine Garantie, daß es auch eingehalten wird, und Gesetze eines Staates müssen nicht zwingend diejenigen eines anderen sein. So wurde mehrfach darauf hingewiesen, daß das Zulassen der auf Prävention und Behandlung genetischer Krankheiten ausgerichteten Keimbahntherapieforschung bereits die im Keim angelegte Legalisierung der Keimbahntherapie in sich berge, und daß vor allem bei sich einstellenden Forschungserfolgen einer Aufweichung des Gesetzes wohl nichts mehr im Wege stehe. Außerdem zeigt die Geschichte, daß das, was technisch machbar ist, früher oder später auch ausgeführt wird. Zudem weisen zahlreiche Werke aus der Literatur, dem Film und der Bildenden Kunst darauf hin, daß der geklonte Mensch ein alter Wunsch-, aber auch Horrortopos der Menschheit ist.

»Will Society Be Prepared?« fragte sich schon 1967 Marshall Warren Nirenberg in einem Artikel, in welchem er über die damals erst als Idee existierende Gentherapie und die daraus erwachsenden Probleme, die das menschliche Wesen und Sein in ihrer Wurzel treffen, nachdachte. 1968 erhielt Marshall Warren Nirenberg für die Aufklärung des genetischen Codes den Nobelpreis für Medizin zusammen mit R.W. Holley und H.G. Khorana. Vor dem Hintergrund, daß es einem amerikanischen Wissen-

schaftlerteam der Case-Western-Reserve-Universität in Cleveland kürzlich gelungen ist, menschliche Chromosomen künstlich zu erzeugen (demselben Team ist es bereits 1979 geglückt, Chromosomen des Hefepilzes künstlich herzustellen), wird die von Nirenberg 1967 gestellte Frage »Will Society Be Prepared?« heute noch brisanter. Wie die Forscher festhalten, ist damit ein Weg gefunden worden, wie künftig therapeutische Gene in den menschlichen Organismus eingeschleust werden könnten, um genetische Krankheiten zu behandeln.<sup>34</sup>

Wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß Menschen in der Zukunft nicht mehr Geschöpfe Gottes, sondern Werke von Menschenhand sind. Doch wo werden wir halt machen? Wird das Maßschneiden von Menschen nach bestimmten Schönheitsvorbildern (Statur, Haarwuchs, Haut- und Augenfarbe etc.), nach besonderen Intelligenz- und Fähigkeitsansprüchen oder nach Geschlechts- und Rassewünschen morgen an der Tagesordnung sein? Wird es unsere Moral uns verbieten, roboterähnliche oder menschenähnliche Sklaven heranzuzüchten, wie wir es bereits von den Filmen Robocop und Bladerunner her kennen? Oder etwas »harmloser« gefragt, wie werden wir die Rechte auf Wissen und Nichtwissen in unserer Gesellschaft verankern, und wie werden wir Diskriminierungen und Stigmatisierungen verhindern (Ausschluß von der Arbeit und von Versicherungsschutz – Sozial-, Lebens- und Krankheitsschutz)? Die Lösung dieser Probleme wird, wie folgendes Beispiel zeigt, alles andere als einfach sein:

Eine Forschergruppe testete die Bevölkerung von Orchemenos, Griechenland, von der bekannt war, daß das Gen, das eine Sichelzellenanämie auslöst<sup>35</sup>, weit verbreitet war. Dieses Gen alleine verursacht noch keine Krankheit und es hat sogar die Funktion, vor Malaria zu schützen, aber wenn beide Elternteile Träger dieses Gens sind, so ist das Risiko groß, daß ihr Kind an Sichelzellenanämie stirbt. Das Forscherteam testete also die Bevölkerung von Orchemenos mit dem Ziel, daß das Wissen, ein Genträger dieser Art zu sein, die entsprechenden Personen davon abhält, »komplikationsgeladene« Beziehungen einzugehen. Aber es passierte etwas völlig anderes als erwartet. Die Nichtträger weigerten sich auf die Dauer, Heiraten mit Trägern einzugehen. Somit wurden die Träger stigmatisiert und wurden gezwungen, untereinander zu heiraten, was die Situation noch schlimmer als zuvor machte.<sup>36</sup>

## Kunstwesen

Kyoko Date, jung, sexy, perfekt, ist der neue Superstar von Japan. Kyoko Date ist selbstbewußt, sportlich, frech und fraulich. Sie jobt in einem Fast-



food-Restaurant, ihre Eltern besitzen eine Sushi-Bar am Stadtrand von Tokyo. Kyoko Date singt und tanzt, sie spricht ebenso fließend englisch wie japanisch, neben ihrem Studium führt sie aber ein ganz normales Leben. Sie schaut auf ihre Figur, sie boxt, um in Form zu bleiben, sie kauft ein und ist unzertrennlich von ihrem Handy, sie liebt Kaugummi und Toy Story und sie bevorzugt junge Männer mit gefärbtem Haar und mag es gerne, wenn sie einen Ohrring tragen. Kyoko Date ist ein Meter sechzig groß, schlank, sie wiegt 43 Kilogramm, hat die schönsten Beine, die man sich vorstellen kann, und die perfektesten Körpermaße: 83 – 56 – 82. Ihre Blutgruppe ist A. Sie hat große verträumte Augen, und sie ist leicht kurzsichtig, weigert sich aber eine Brille zu tragen. Ihre Haare trägt Kyoko Date kurz.

Aber: Kyoko Date existiert nicht wirklich, sie ist eine Kunstfigur, ein virtuelles Idol, eine junge Frau, ausschließlich aus einem Computerprogramm errechnet, das erste Cybergirl unserer Welt – zu schön, um real zu sein. Ihre Geschichte und Persönlichkeit wurden marketingkonform ausgerichtet, so daß sich ein garantierter Erfolg bei den jungen Leuten einstellt. Ihre Person wurde von einem Endergebnis her konzipiert und nicht von einer real existierenden Ausgangssituation. Nicht Kyoko Date agiert als reale Person, sondern ihre Erschaffer. Als Götter des elektronischen Zeitalters haben diese einen Menschen nach ihren Wunsch- und Idealvorstellungen geschaffen. Trotzdem wird Kyoko Date als eigene Persönlichkeit erfahren. In ihr verschmelzen Realität und Fiktion. Durch die große Fotowahrhaftigkeit wird suggeriert, daß Kyoko Date in Leib und Seele wahrhaftig ist oder zumindest unserer Paramountrealität sehr nahe kommt bzw. diese auch zu übertreffen mag.<sup>37</sup>

Kyoko Dates Kosename ist DK 96, was die Interpretation Digital Kid 1996 nahelegt. 40.000 Pixel zeichnen ihr Gesicht und ihre Mimik. Die Animationen sind so perfekt, daß eine Unterscheidung von einem echten menschlichen Wesen schwer fällt. Vom amerikanischen Magazin Time ist sie bereits zur idealen Traumfrau erkoren worden. Mindestens einmal pro Woche ist der siebzehnjährige, computeranimierte realtime Star, dem eine unbekannte Sängerin ihre Stimme leiht, in einem ihrer Videoclipsauftritte zu sehen oder in einer Radiosendung zu hören. Ihre erste CD, um die sich Dutzende von Plattenfirmen gerissen haben, war ein großer Verkaufserfolg und nun soll sich Kyoko Date auch in Live-Konzerten, Spielfilmen und TV-Shows versuchen. Geplant ist auch, das Kyoko Date in naher Zukunft interaktiv mit ihren Fans »verkehren« kann.

Weshalb ist der Erfolg von Kyoko Date so überwältigend? Endlich haben die Manager nicht mehr mit einer nur allzu oft labilen und anfälligen Psyche und Physis eines Jungstars zu kämpfen und ihr Star ist ein Allroundstar: Sie tanzt und singt, sie ist jederzeit abrufbar und nie müde,

sie unterhält sich mühelos in Fremdsprachen, ist stets gut gelaunt und vorlaut witzig. Und sie ist vor allem in keine ihre Karriere bedrohenden Skandale verwickelt, kurz der neue Mythos von heute wie Marilyn Monroe damals. Sie wird zusammen mit ihren Fans älter werden, wird allenfalls ihre Person, ihre Erscheinung und ihr Auftreten den sich schnell wechselnden Modeströmungen anpassen und das immer in absoluter Übereinstimmung mit ihren Managern. Daß Kyoko Date die Hitlisten mit ihren Auftritten stürmt, ist für die japanischen Soziologen nicht verwunderlich, denn es ist typisch und bezeichnend, daß die Computergeneration von heute keine Mühe mit den virtuellen Vorbildern hat.<sup>38</sup>

»Vielleicht«, so der Professor für Filmkultur Masato Hase, »sind heute nur noch virtuelle Idole in der Lage, neue Mythen zu produzieren.«<sup>39</sup> So sollen auf den Fußspuren von Hori Pro, dem Schöpfer von Kyoko Date, zwei neue virtuelle Idole noch Ende dieses Jahres von zwei weiteren konkurrierenden Firmen als neue Sterne am Starhimmel aufleuchten und auf den Markt gebracht werden: Jenny, die Tochter eines Japaners und einer Araberin, sowie Shiori Fujisaki, bereits heute bekannt als Videospieldfigur.<sup>40</sup>

Daß Kyoko Date kein Einzelfall, sondern Indiz ist, zeigt auch das digitale Tamagotchi-Küken (tamago: Ei, jap./watch: Uhr, engl.), das die japanischen Herzen im Sturm erobert hat. Bis im Juni dieses Jahres sollen sechs Millionen Tamagotchis an Jugendliche und Erwachsene verkauft werden; die erste Serie von einer halben Million Küken war ohne Werbung in Mund zu Mund Propaganda in den ersten zwei Monaten dieses Jahres ausverkauft. Das Tamagotchi ist ein digitales Computerküken, das am ersten Spieltag aus einem Ei schlüpft und wie ein Haustier gepflegt und großgezogen werden will. Es braucht regelmäßige Nahrung, Pflege und Zuneigung. Wird es nicht saubergehalten, wird es krank. Wird es nicht beachtet, spielt man nicht ab und zu mit ihm und bringt es nicht regelmäßig ins Bett, so beginnt es, Süßes zu essen, wird dick und reklamiert zu unmöglichen Zeiten mit einem störenden Piepsen. Psychologen erklären sich den überwältigenden Erfolg des Tamagotchis dadurch, daß es, klein wie es ist, überall hin mitgenommen werden kann, was das Gefühl des Losgelöstseins von der einengenden Kompliziertheit menschlicher Beziehungen erweckt. Gleichzeitig übernimmt es die Funktion des imaginären Begleiters und ist ein unkomplizierter und spielerischer Kommunikationsanlaß. »Wer erst einmal anfängt, ein solches Wesen aufzuziehen, möchte auch, daß die anderen seine Entwicklung miterleben«, so erklärt eine 25jährige Computerkükenmutter und: »Man muß sich um ein Tamagotchi zwar sehr oft kümmern, aber gerade deswegen beginnt man es zu lieben.«<sup>41</sup>

## Anmerkungen

- 1 Hier greife ich auf leicht veränderte Textpassagen bereits publizierter bzw. zum Druck vorgesehener Beiträge zurück, die ich aber hier in einen anderen Textzusammenhang stelle:  
In und mit der Zeit denken: Lydia Buchmüller: Das Bild der Stadt von morgen – 'Reale' und virtuelle Stadtsinnbilder im Widerstreit? In: Stadtbild – Sinnbild. Planungsmoden – Wertewandel. Hg. Lydia Buchmüller, Ellen Meyrat-Schlee. Zürich 1995 (Gleichnamiger Vortrag anlässlich des ORL-Planungsseminars an der ETHZ, Februar 1993)  
Parallelwelten / Reality Check / Netzien (nur auszugsweise): Virtual Reality, Cyberspace & Internet. Der Aufbruch zu einem neuen Raum- und Wirklichkeitsverständnis. Publikation vorgesehen in: Symbolik von Ort und Raum. Schweizerische Gesellschaft für Symbolforschung. Paul Michel (Hg.) Bd. 11 Schriftenreihe zur Symbolforschung. Zürich 1997. (Beitrag im Rahmen der Vortragsreihe »Symbolik von Ort und Raum«, Schweizerische Gesellschaft für Symbolforschung. Universität Zürich, Germanistisches Seminar, November 1995)
- 2 Klaus Laemmel. Schicksal und Selbstbestimmung. Voraussage, Erwartungsdruck und ihre Auswirkungen. In: NZZ 19./20. Dezember 1992, S. 24
- 3 Peter Weibel: Virtuelle Realität oder Endo-Zugang zur Elektronik. In: Cyberspace. Zum medialen Gesamtkunstwerk. Hrsg. von Florian Rötzer und Peter Weibel. München 1993, S. 25
- 4 Das Trachten nach der perfekten Nachschaffung der Welt, in der wir leben, ist ein tiefverwurzeltes Anliegen der Menschheit. Zahlreiche griechische Anekdoten haben dieses Anliegen zum Inhalt, so etwa die von Plinius überlieferte Anekdote über die beiden Maler Zeuxis und Parrhasios. Was über Jahrhunderte der Kunst vorbehalten war, wird heute mit Hilfe der Technik – Vorläufer waren die Photographie und »Radiophonie«, aber auch die Aviatik – tatsächlich eingelöst.
- 5 Ivan Sutherland: The ultimate display. In: Proceedings of the International Federation of Information Processing Congress. 1965, pp. 506-8. Zit. nach: Benjamin Woolley: Virtual Worlds. London 1992, p. 41
- 6 Cf. dazu: Michael Heim: The Metaphysics of Virtual Reality. New York und Oxford 1993, p. 132f.
- 7 Howard Rheingold: Virtual Reality. London 1991, p. 386
- 8 Cf. dazu: bell hooks: YEARNING. race, gender, and cultural politics. Boston, MA 1990 und Gloria Anzaldúa: Borderlands/La Frontera. The New Mestiza. San Francisco 1987. bell hooks und Gloria Anzaldúa schreiben nicht über Cyberspace, sondern über die Notwendigkeit der Solidarität und Kooperation unterschiedlichster Kulturen. Ihre Schriften sind ein Plädoyer für die Toleranz von Ambiguitäten und die Akzeptanz von Mehrfachindividualitäten. Sie plädieren für ein sich bewegen und leben in Zwischenräumen und an Grenzen und konfrontieren trotz aller Schwierigkeiten eine Welt der radikale Offenheit. Zuhause sein heißt für sie nicht mehr, sich in einem physischen oder emotionalen Raum, sondern vielmehr sich in einem intellektuellen, selbstgeschaffenen Raum zu verorten. Hier treffen sich ihre aus einem ganz anderen Blickwinkel kommenden Überlegungen mit denjenigen Sandy Stones in ihrem Buch »The War of Desire and Technology at the Close of the Mechanical Age«. Cambridge, Massachusetts, und London, England, 1995
- 9 Cf. dazu: Kevin Robins und Mark Hepworth. Electronic Spaces. New technologies and the future of the cities. In: Futures. Volume 20, No. 2. April 1988, pp. 155-176
- 10 In: Bob Cotton and Richard Oliver: The Cyberspace Lexikon. London 1994, p. 54

- 11 Nicholas Negroponte: *Being Digital*. New York 1995, p. 5f.
- 12 Ebd., p. 182
- 13 Cf. dazu: Benjamin Woolley: *Virtual Worlds*. London 1992, p. 127ff.
- 14 Vilém Flusser: *Vom Virtuellen*. In: *Cyberspace. Zum medialen Gesamtkunstwerk*. Hrsg. von Florian Rötzler und Peter Weibel. München 1993, S. 69f.
- 15 Cf. dazu: *The Cyborg Handbook*. Ed. by Chris Hables Gray. New York/London 1995
- 16 Donna Haraway: *Primate Visions: Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science*. New York 1989, p. 138
- 17 Michael Heim: *The Metaphysics of Virtual Reality*. New York und Oxford 1993, p. 85
- 18 Cf. dazu: Donna J. Haraway: *A Manifesto for Cyborgs. Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century*. In: Donna J. Haraway: *Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature*. New York 1991, p. 180
- 19 Gero von Randow: *Der vercyberte Soldat. Die U.S. Army entwirft den Infanteristen des 21. Jahrhunderts*. In: *Die Zeit*, 26. Juli 1996, S. 33
- 20 Donna J. Haraway: 1991, p. 154
- 21 Ebd., p. 164
- 22 Cf. dazu: Ebd., p. 180
- 23 Diese Angaben sind entnommen von: Emanuel Eckhardt: *Mensch Norma. Schaumgeboren aus einem See von Zahlen, Daten, Fakten: Der/die Durchschnittsdeutsche, wie er/sie im Statistischen Jahrbuch steht*. In: *Die Zeit*, 12. April 1996, S. 65
- 24 gn: *Schöner Schein, trübes Geschäft*. In: *Bücher Pick. Das aktuelle Buchmagazin*. Dezember 1996, S. 9 und 18
- 25 Dieter E. Zimmer: *was ist das, Schönheit?* In: *ZEITmagazin*, 5. Januar 1996, S. 12
- 26 Cf. dazu: Ebd., S. 8ff.
- 27 Nicholas Negroponte: *Being Digital*. New York 1995, p. 231
- 28 Ebd., p. 182
- 29 Ebd., p. 5f.
- 30 Cf. dazu: Allucquère Rosanne Stone: *The War of Desire and Technology at the Close of the Mechanical Age*. Cambridge, Massachusetts, und London, England, 1995, p. 34ff.
- 31 Ebd., pp. 69-81
- 32 Ebd., p. 61
- 33 bt: *Dolly – auf der Suche nach ethischen Grenzen*. In: *NZZ*, 1./2. März 1997
- 34 afp: *US-Forscher entwickeln künstliche Chromosomen*. In: *NZZ*, 2. April 1997
- 35 Charles Platt: *Evolution. Care to reprogram yourself? Customize your kids? Derail evolution? By 2005, the Human Genome Project will have transcribed*. In: *WIRED*, January 1997, p. 200
- 36 Ebd., p. 200
- 37 Cf. dazu: Christoph Siemens: *Richtig Falsch*. In: *ZEITmagazin*, Nr. 11 vom 8. März 1996
- 38 Cf. dazu: *Digitales Traumädchen*. In: *Slash*, März 1997, S. 26
- 39 Georg Blume: *Zu schön, um wahr zu sein*. In: *ZEITmagazin*, Nr. 6 vom 31. Januar 1997, S. 34
- 40 Cf. dazu: *Et le micro créa la femme*: In *PC HOME*, november 1996, p. 36; Philippe Pons: *Kyoko, idole à domicile*. In: *Le Monde. Télévision, Radio, Multimedia*, 1<sup>er</sup>/2 décembre 1996, p. 34; Georg Blum: *Zu schön, um wahr zu sein*. In: *ZEITmagazin*, Nr. 6 vom 31. Januar 1997, S. 32ff; *Digitales Traumädchen*. In: *Slash*, März 1997, S. 26
- 41 Georg Blume: *Alles voller Küken. Japans neue Haustiere sind digital und passen in jede Hosentasche*. In: *Die Zeit*, 28. Februar 1997, S. 78

## Mitteilung

Türkisch am Krankenbett/Berufsspezifische Türkischkurse für MitarbeiterInnen im Gesundheitswesen

In der Zeit zwischen Oktober 1997 und Januar 1998 werden acht Wochenendkurse mit unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten (Anamnese, Sexualität, Psychiatrie), zum Kommunikationstraining und zu komplizierten grammatischen Erscheinungen des Türkischen durchgeführt.

Ein Teil der Wochenendkurse eignet sich auch für MuttersprachlerInnen, die ihre berufsbezogene Zweisprachigkeit verbessern möchten.

Alle Kurse sind entgeltfrei.

Das Programm und nähere Informationen erhalten Sie bei:  
Dr. Rosemarie Neumann, Universität-Gesamthochschule Essen, FB 3, 45117 Essen, 0041 (0)201/183-3023 (Telefon, Anrufbeantworter, Fax)

## Bücher

■  
*Burke, Ross David (1997):  
Wenn die Musik verstummt.  
Kiepenheuer & Witsch,  
Köln. DM 45,-*

Ross David Burke wurde 1953 in Australien geboren. Im Alter von 19 Jahren wurden bei ihm erste Anzeichen von Schizophrenie entdeckt. Die nächsten Jahre waren ein permanentes Auf und Ab zwischen psychiatrischen Anstalten, Gefängnissen, Alkohol- und Drogenexzessen, Wahn, Angst und Verzweiflung. Der Lebensbericht des Mannes, der sich mit 32, nach zahlreichen Therapieversuchen das Leben nimmt, bietet einen faszinierenden Einblick in die Welt eines Schizophrenen.

■  
*Herberth, Franz/Maurer, Jürgen  
(Hg.) (1997): Die Veränderung  
beginnt im Therapeuten. Anwendung  
der Beziehungsanalyse in  
der psychoanalytischen Theorie  
und Praxis. Brandes & Apsel,  
Frankfurt. DM 49,80*

Eine Gruppe praktizierender Psychoanalytiker und Analytischer Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeutinnen haben den beziehungsanalytischen Ansatz von Thea Bauriedl in verschiedenen Praxisfeldern angewandt und anhand von Fallbeispielen dokumentiert. In Beziehung treten heißt, Verwicklungen riskieren, die mühsam entflochten und aufgeklärt werden müssen: Das ist die eigentliche fruchtbare Arbeit von Beziehungsanalyse. Mit Aufsätzen von Thea Bauriedl, Astrid von Borch, Eva Wenschkewitz, Tilo Grüttner u.a.



*Guggenbühl, Allan (1997):  
Die unheimliche Faszination der  
Gewalt. dtv, München. DM 14,90*

Der Tatort Schule macht Schlagzeilen. Grund für den Schweizer Kinder- und Jugendpsychologen den Hintergründen der Gewalt unter Kindern nachzuspüren. Sind Kinder heute gewalttätiger als früher, sind die Schulen zum Austragungsort kindlicher Brutalität geworden? Anhand zahlreicher Beispiele beschreibt Guggenbühl die Erscheinungsformen kindlicher Aggression, und mit Hilfe des von ihm entwickelten Modells der Krisenintervention bei aggressiven Schulklassen zeigt er, wie LehrerInnen, Eltern und Kinder reagieren können, damit natürliche Aggression nicht in nackte Brutalität ausartet.



*Bell, Karin/Höbfeld, Kurt (1996):  
Aggression und seelische Krank-  
heit. Psychosozial Verlag, Giessen.  
DM 4,-*

Die in diesem Buch zusammengefassten Vorträge der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie nähern sich dem Thema »Aggression« auf unterschiedlichen, sich gegenseitig ergänzenden Wegen. Die Rolle im Geschlechterverhältnis, die Bedeutung von Gewalt in den Medien, Aggression in verschiedenen Beziehungsmustern, Masochismus und der therapeutische Umgang mit Schwertraumatisierten sind nur einige der Themen in diesem umfassenden Werk zu aktuellen Phänomenen der Gewalt und ihrer Auswirkung auf die Gesundheit der Menschen. ■

Doris Cech,  
Wien

## Der Blick auf andere Bücherregale

Der Blick auf andere Bücherregale zeigt uns zu diesem Thema vor allem Buchrücken (s. Editorial): aus der Fülle von lesenswerten Titeln zu diesem Thema seien einige weitere Titel für unsere Leserinnen und Leser aufgeschlagen:



*Brunkhorst, Hauke: Solidarität  
unter Fremden. Fischer Taschen-  
buch 13225, DM 24,90*

Wie das Editorial von Ulrike Hoffmann-Richter zeigt, werden Fremde im allgemeinen ausgegrenzt, zur Ab-

grenzung unserer eigenen Grenzen benötigt. Und doch gibt es auch die Philosophie der Solidarität unter Fremden – denn Fremde sind wir alle. Der Autor geht das Problem aus soziologischer Sicht an und zeigt uns eine philosophische Utopie der Solidarität, die der Komplexität der modernen Gesellschaft eine Antwort bereithält.

■  
*Schiffauer, Werner: Fremde in der Stadt. Suhrkamp Taschenbuch 2699, DM 14,80*

Der Autor ist ein bekannter Ethnologe, der sich in seinen Schriften mit dem kulturvergleichenden Blick den Problemen, die »Fremde« verursachen, annähert. In diesem Buch fokussiert er die Städte als Orte, wo Fremde sich treffen und gibt uns damit die Chance, das Eigene aus der Perspektive des anderen neu wahrzunehmen.

■  
*Brändle, Rea: Wildfremd, hautnah. Völkerschauen und Schauplätze. Zürich 1880-1960. Rotpunkt-Verlag, DM 29,00*

Völkerschauen umschreibt ein europäisches Massenvergnügen, das um 1900 seinen Höhepunkt erreichte: gegen ein kleines Entgelt konnte man sich Menschengruppen aus Feuerland, Sibirien, Togo oder Samoa anschauen, wie dies Zitat aus der »Zürcher Post« von 1935 beschreibt: »Gerade so gut, als exotische Tiere zur Schau gestellt werden, soll es möglich sein, auch Menschen aus anderen Gegenden unserer so interessanten Erdkugel zu studieren. Und hierfür ist die Umgebung eines Zoologischen Gartens am besten geeignet.« Wir heutigen Leserinnen reiben uns die Augen und fragen uns beklemmt: Fremde als augenschmeichelnder Nervenkitzel?

■  
*Nabe Fremde – fremde Nähe Wissenschaftlerinnen in der Europäischen Ethnologie. Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht.*

*Wiener Frauenverlag, DM 48,-*

Die Wissenschaftlerinnen suchen in diesem Sammelband nach einer »Praxis der Lösungen«, die zu einem besseren Zusammenleben in den sich wandelnden Lebensräumen führen könnten. Sie öffnen dadurch Blicke auf das Wirken bewußt und unbewußt wirkender kultureller Muster und auf das eigene Verhaftetsein in unseren soziokulturellen Bedingungen, unserer eigenen Produktion von Fremdheit – als selbst Fremde in einer patriarchalen Gesellschaft und als Angehörige und gleichzeitig Mitproduzentinnen unseres gesellschaftlichen Umgangs.

Und zum Schluß noch etwas fürs Gemüt:

■  
 Baricco, Alessandro: Seide. Piper, DM 32,-

Dies ist eine wunderschöne Liebesgeschichte, unbeschreiblich nah und gleichzeitig fremd in ihrer Leichtigkeit der Empfindungen, fremd durch ihre Schauplätze: europäischer Seidenraupenhandel im 19. Jahrhundert und zeitloses Japan, nah durch die moderne sparsame Erzählweise, fremd in ihrem Geheimnis, nah durch die Erfahrung der Liebe, die das Geheimnis auflöst.

■  
 Beatrice Alder, Basel

## ■ Die Autorinnen

- Prof. Dr. phil. Brigitte Boothe  
Abteilung klinische Psychologie der Universität Zürich, Schmelzbergstrasse 40, 8044 Zürich. Philosophin, Psychologin und Psychoanalytikerin; Ordinariat für klinische Psychologie.
- Lydia Buchmüller  
European-Swiss, IREC Department Arch. EPFL-CP 55, 1001 Lausanne  
Raumplanerin und Mittelschullehrerin, Geschäftsführerin der Eidgen. Forschungskommission Wohnungswesen; Oberassistentin der ETH Zürich
- Reingard Dirscherl  
Mittlere Strasse 74, 4056 Basel  
Lic. phil., Ethnologin, Journalistin
- Maile Ira Folwill  
Adresse über die PSYCHOTHERAPEUTIN Zur Zeit berettet.
- Dipl.-Psych. Astrid Kloth  
Badstraße 39, D-79295 Sulzburg  
Psychoanalytikerin in eigener Praxis
- Dr. phil. Ursula Plog  
Tagesklinik Reinickendorf  
Romanshorner Weg 165  
D-13407 Berlin  
Dipl.-Psych., Gesprächspsychotherapeutin, Leiterin der Tageskliniken der Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik
- Anne Marie Stein  
Universitätsklinik Köln – Psychiatrie  
Josef-Stelzmann-Str. 9, 50924 Köln  
Ergotherapeutin, Konzentrierte Bewegungstherapeutin
- Vera Treplin  
Mischenrieder Weg 18, D-82234 Wessling. Eigene Praxis für psychoanalytisch orientierte Beratung und Therapie
- Cornelia Weiß  
Hiddenseestraße 4a, D-13189 Berlin  
stud. phil.